ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PÄDAGOGIK

HERAUSGEBER: DR. HEINRICH MENG, ARZT IN STUTTGART
UND UNIVERSITÄTSPROF. DR. ERNST SCHNEIDER IN RIGA

A U S D E M I N H A L T :



I. JAHRGANG 15. DEZEMBER 1926 HEFT 3

HIPPOKRATES-VERLAG STUTTGART - BERLIN - ZÜRICH

Eltern als Erzieher

Eine Auſſatzreihe von Dr. Wilhelm Reich,
Aſſiſtent am Pſychoanalytiſchen Ambulatorium in Wien

I.

Der Erziehungszwang und ſeine Urſachen

Vor kurzem wurde ich von einer bekannten Dame um Rat gefragt, welche Maßnahmen ſie bei der Erziehung ihres jetzt 2½ Jahre alten Töchterchens ergreifen ſolle; das Kind ſei ſeit einiger Zeit trotzig und eigenſinnig, ſchreie maßlos bei geringfügigen Anläſſen, ſetze ſich z. B. mitten auf der Straße nieder und ſei weder durch Zureden noch mit Strenge nach Hauſe zu bringen. Ich ſchicke voraus, daß die Mutter, die analytiſchen Kreiſen naheſteht, über die Pſychoanalyſe vollkommen orientiert iſt, den gefundenen Tatſachen viel Verſtändnis entgegenbringt und ſeit der Geburt des Kindes beſtrebt iſt, die Konſequenzen aus ihrem Wiſſen zu ziehen, was ihr freilich nicht immer gelingen will.

Ich wähle dieſes Beiſpiel zur Einführung unter vielen anderen, weil ſich in der Erziehung dieſes Kindes die beſtmöglichen Bedingungen für eine günſtige Entwicklung zuſammengefunden haben. Daß das Kind eines Säufers und einer unglücklichen Frau aus Gründen des Milieus zu ſchwerem ſeeliſchen Schaden kommen muß, iſt klar und in der neueren pädagogiſchen Literatur oft behandelt worden. Wichtig iſt, daß unter den denkbar beſten Umſtänden Erziehungsprobleme auftauchen, die ſich aus der unbewußten Einſtellung des Erziehenden zum Kinde ergeben und aus dieſem Grunde ſchwer zugänglich ſind: Das Wiſſen läßt ſich nicht ohne weiteres in Handeln umſetzen. Man wird daher begreifen, daß hier gar nicht erſt verſucht werden kann, das Problem der Erziehung vom Standpunkt des „Was ſoll man tun?“ anzugehen — das wäre, da ich nicht Erzieher, ſondern Seelenarzt bin, von vornherein verfehlt —; es iſt angezeigt, ſich auf die Unterſuchung der pſychologiſchen Vorausſetzungen der Erziehung und auf die Analyſe der Erziehungsmängel zu beſchränken, ehe man an die Frage des „Soll“ herantritt. Denn der oberſte Grundſatz der Pſychoanalyſe iſt, daß man erſt gründlich verſtehen müſſe, ehe man handelt.

Mit meinen anſpruchsloſen Beiträgen zur Pſychologie des Erziehers folge ich den Spuren des Pädagogen Bernfeld, der wiederholt, zuletzt in ſeinem geiſtreichen Buche „Siſyphos oder die Grenzen der Erziehung“[1], in erſter Linie die

[1] Int. Pſychoanalytiſcher Verlag 1926.

„Erziehung des Erziehers“ gefordert hat. Ich ſchließe mich ihm rückhaltslos an, muß aber die Frage der Erziehung von einem anderen Standpunkt aus betrachten als er, nämlich nicht von dem des Pädagogen, der der Geſellſchaft verantwortlich iſt, ſondern von dem des Arztes, der in erſter Linie an der Entſtehung und Heilung der Neuroſen intereſſiert iſt.

Um zum Thema zurückzukehren: Die betreffende Dame vermied von Anbeginn allzuſtrenge Erziehungsmaßnahmen und verwirft die Prügelſtrafe. Sie iſt ſich andererſeits der üblen Folgen einer allzumilden, durch Ängſtlichkeit ins andere Extrem verfallenden Haltung gegen das Kind bewußt. „Sonſt habe ich manche Schwierigkeiten glücklich überwunden, wie zum Beiſpiel die Neigung des Kindes zum Bettnäſſen, die vor einem Jahre einige Monate lang beſtand. Da ich nämlich geſehen hatte, daß mein Ermahnen und Ausſchimpfen nichts half, und ich andererſeits die Überzeugung habe, daß zumeiſt nur Prügel das Kind zum chroniſchen Bettnäſſer machen, verſuchte ich es mit völliger Nichtbeachtung. Das Bettnäſſen hörte allmählich ganz auf. Aber ich kann doch das Sträuben des Kindes, abends den Park zu verlaſſen, nicht unbeachtet laſſen!“

Die Situation war unklar genug: war die Mutter an dem Trotzausbruch des Kindes ſchuld oder nicht? Von der Erfahrung ausgehend, daß bei unklar bleibenden Schwierigkeiten in den Analyſen Erwachſener die Schuld gewöhnlich am Analytiker liegt, und da das Verhältnis: Analyſand — Analytiker, vieles mit dem Verhältnis: Kind — Erzieher, gemeinſam hat, bat ich ſie, mir den letzten Trotzausbruch und ſeine Anläſſe genau zu ſchildern. Meine Abſicht erratend meinte ſie, ſie wäre ſich keiner Schuld bewußt. Das Kind hätte fröhlich geſpielt und wäre ihr willig bis zum Gartentor gefolgt. Da hätte es aber, vermutlich aus Müdigkeit, gebeten, getragen zu werden. Sie verweigerte dem Kinde, in der Abſicht, es nicht zu verwöhnen, die Erfüllung der Bitte, denn „vom Gartentor bis zur Halteſtelle der Elektriſchen iſt nur ein *ganz kurzes* Stück“. Als das Kind zu rebellieren anfing, gelang es ihr, es durch eine Erzählung abzulenken. Als ſie es aber in die Straßenbahn heben wollte, fing es an zu ſchreien — die Mutter ſagte „brüllen“ —, beruhigte ſich dann wieder und fing von neuem an, als es von der Endſtation das kurze Wegſtück zum Hauſe gehen ſollte. Als ihm das Getragenwerden wieder verweigert wurde, ſetzte es ſich auf den Boden und wollte nicht weitergehen. Als die Mutter es dann ſchließlich doch auf den Arm nahm, kratzte es ſie ins Geſicht und ſchlug ſchreiend mit den Beinen um ſich. Im Zimmer ſchrie es, allein gelaſſen, eine volle Stunde aus Leibeskräften, wollte ſich nicht entkleiden laſſen, aß nichts und ſchlief erſt ein, als es vor Müdigkeit nicht mehr weiter konnte. Am nächſten Tage zeigte es keine Spuren der Erregung vom Vortage.

Bei der Erzählung fiel mir auf, daß die Mutter ſo nebenhin bemerkte, ſie hätte das Kind nicht tragen wollen, „um es nicht zu verwöhnen“. Sie hatte es alſo erziehen wollen. Hier mußte, wenn überhaupt die Schuld an ihr lag, der Fehler verborgen ſein. Im Verlaufe des weiteren Geſprächs fügte ſie wie beiläufig hinzu: „Übrigens muß ich geſtehen, daß mir das Kind bereits zu ſchwer wird und ich es die *lange* Strecke bis zur Halteſtelle nicht tragen wollte“.

Endlich ein Lichtpunkt: Für das Kind war also die Strecke kurz, für sie lang. Dieser Widerspruch konnte nicht ohne Bedeutung sein.

„Haben Sie sich über das Kind geärgert?" „Nein". Das schien sonderbar, denn ein Kind, das renitent ist, erregt Ärger. Ich äußerte meinen Zweifel; durch folgenden Widerspruch verriet sie sich: „Nein, ich habe mich *bestimmt nicht geärgert*, denn ich habe dem Kinde nichts getan; ich habe ihm auch *nichts gezeigt*, sondern im Gegenteile gütig zugeredet." Ich machte sie auf diesen Widerspruch und auf ihre verschiedene Beurteilung der Weglänge, die zurückzulegen war, aufmerksam. Sie wollte den Widerspruch erst lange nicht begreifen, bis ihr einfiel, daß sie sich nach dem Verlassen der Elektrischen, als das Kind wieder schrie, gedacht hatte: „*Nun aber just nicht*".

Welches Motiv mochte die sonst einsichtsvolle Mutter gehabt haben, ihren Ärger über das Kind zu „verdrängen"? War ihr der Gedanke peinlich, daß sie selbst trotzig gewesen war? Auf mein Befragen fiel ihr ein, daß sie ihren Mann, der kurze Zeit später heimkam, mit folgenden Worten begrüßt hatte: „Du, ich werde mit *Deinem* Kind gar nicht mehr fertig". In den letzten Tagen hatte im Verhältnis zum Gatten eine jener anscheinend unmotivierten Verstimmungen Platz gegriffen, die in jedem dauernden Verhältnis zwischen zwei Menschen, auch im besten, von Zeit zu Zeit aufzutreten pflegen. Sie hatte ihren Ärger über das Kind verdrängt, weil er sich mit dem bedeutungsvolleren über den Gatten verbunden hatte („*Dein* Kind"); das hat sie gehindert, das einzig Richtige zu treffen, nämlich das Kind, das wirklich müde war, das kurze Wegstück zu tragen.

An diesem kleinen Beispiel sieht man deutlich, wie der Zwang, zu erziehen, zustande kommen kann: eine akute Störung im Verhältnis der Eltern zueinander bedingt eine momentane Ablehnung des Mannes und „seines" Kindes; diese wieder führt zu einer für das Kind *unnötigen Versagung*, die für das Bewußtsein mit einem erzieherischen Zweck rationalisiert wird; das Ganze ruft beim Kinde eine *Trotzreaktion* hervor. Die Analogie zwischen dem „Erziehungszwang" und krankhaften Zwangserscheinungen kommt auch darin zum Ausdruck, daß beiden als Triebkraft eine verdrängte Haßregung zugrunde liegt.

Die Mutter legte mir noch zwei Fragen vor:

1. was man bei ähnlichen Reaktionen auf *notwendige Versagungen* tun soll, so etwa, wenn das Kind abends den Park nicht verlassen will, und
2. ob die beschriebene Reaktion des Kindes nicht bereits eine krankhafte gewesen sei.

Ad 1. Um die Wirkungsweise der Versagungen auf das Kind zu verstehen, muß man die fundamentalen Gegensätze zwischen der kindlichen Seele und der des Erwachsenen, die von *Freud* entdeckt wurden, in Rechnung ziehen.

Denken und Handeln des Kindes folgen nämlich anderen Gesetzen als das des Erwachsenen. Während für diesen das Realitätsprinzip fast ausschließlich maßgebend ist, wird das Kind gerade im kritischen Alter nur vom „Lustprinzip" beherrscht. Innere Mahnungen, wie etwa „das gehört sich nicht" kennt es nicht; wenn sie von außen kommen, begreift es sie nicht. Wertvoll ist ihm nur, was Lust bringt, und es lehnt ab, was ihm unlustvoll ist. Das ist seine biologisch und

pſychologiſch wohlbegründete Logik. Die Unluſtreaktion ſtellt ſich infolge des „Luſt-Unluſt-Prinzips" automatiſch überall dort ein, wo das Streben nach Luſt auf Hinderniſſe ſtößt. Dieſe Hinderniſſe ſind ja zumeiſt Verbote der Eltern und Erzieher, welche Einſchränkungen des triebhaften Wollens bedeuten. Das Kind reagiert naturgemäß ablehnend, nur die Form der Ablehnung iſt je nach Alter und Temperament verſchieden, ihr Weſen bleibt immer gleich: Es iſt ein Gemiſch aus Haß und Trotz gegen denjenigen, der die „Verſagung" zufügt. Die Erziehung beſteht nun darin, daß das primitive, einzig auf Luſtgewinn gerichtete Streben des Kindes eingedämmt und bis zu einem gewiſſen Grade durch Triebhemmungen erſetzt wird. Freud[1]) hat nun des weiteren gezeigt, daß dieſe Hemmungen, die den Keim der ſpäteren „Moral" bilden, von der Außenwelt eingepflanzte Inſtanzen ſind, wärend wir im Luſtſtreben ein primäres biologiſches Phänomen vor uns haben. Es iſt nutzlos zu fragen, ob ein neugeborenes Kind kultivierter Eltern, das auf einer einſamen Inſel ausgeſetzt würde und ſich ſelbſt erhalten könnte, moraliſche Hemmungen entwickeln würde. Man möchte aber die Frage verneinen.

Wenn nun die Moral eine ſozuſagen „unnatürliche" Haltung iſt, was bedingt dann ihre überragende Macht (in erſter Linie als Gegner der Sexualtriebe)? Auch hier hat Freud empiriſch gewonnene Aufklärungen gegeben. Die Moral konnte nur deshalb ſo ſtark werden, weil ſie ihre Kraft aus den Trieben ſelbſt ſchöpft, und nicht weil ſie, wie man bis dahin glaubte, ein angeborenes Streben iſt, wie etwa das Luſtſtreben. Wenn das Kind zum Beiſpiel ſeine Luſt am Spiel mit den Fäkalien aufgibt, ſo geſchieht es der geliebten Mutter zuliebe. Es wird alſo ſeinem Luſtſtreben zufolge „moraliſch". In dem Maße, als das Kind ſeinen Erziehern zuliebe die Forderungen der Geſellſchaft zu den eigenen macht, verändert ſich ſein Ich, es hört allmählich auf, reines Luſt-Ich zu ſein, und paßt ſich der Realität an. Dieſe Anpaſſung beruht im Beginne völlig auf Luſtgewinn, allerdings einem gemäßigten, mehr altruiſtiſchen und ſozial bedeutſameren. Man verſteht nun leicht, daß es nicht ſo ſehr darauf ankommt, daß die kulturellen Forderungen ſich im Kinde einwurzeln, als auf welche Weiſe das geſchieht, ob die Verſagungen derart ſind, daß ſie mit dem Luſtſtreben ein gangbares Kompromiß ſchließen können. Daraus ergibt ſich, daß eine liebloſe Erziehung nur eine künſtliche Realitätsanpaſſung erzielen wird. Die durch Strenge allein entſtandenen Hemmungen werden ſtets zu Konflikten in der ſeeliſchen Organiſation Anlaß geben und eine Vereinheitlichung der Perſönlichkeit behindern, weil ſie Fremdkörper bleiben.

Der Erziehungszwang äußert ſich nicht nur in den unnötigen Verſagungen, er iſt auch in der Art zu erkennen, wie die Erzieher die notwendigen Triebeinſchränkungen vornehmen. Und da kann man zwei Grundtypen unterſcheiden. 1. Die Triebäußerungen des Kindes werden von allem Anfang an ſtreng unterdrückt. Die Eltern halten jede primitive Triebregung bereits für krankhaft oder für ein Anzeichen einer Bösartigkeit und erzielen durch ihre

[1]) Vergl. Freuds Unterſuchungen über die Entſtehung der Moral (des „Über-Ichs") in „Das Ich und das Es", Int. Pſa. Verlag 1923.

Maßnahmen, daß das Kind einen triebgehemmten Charakter pathologischer Art entwickelt: Lähmung des Affektlebens in sexueller und sozialer Hinsicht, Erschwerung des Kampfes ums Dasein und gehemmte Sublimierung sind seine Kennzeichen. Da sich der Trieb erst entfalten muß, ehe er sublimiert werden, das heißt, sich kulturellen Zielen zuwenden kann, wirken solche frühe Versagungen auch sozial schädlich.

2. Infolge nachlässiger Beaufsichtigung oder Verzärtelung gelangen die Triebe des Kindes voll zur Entfaltung. Da die notwendigen Versagungen im Beginne fehlten, sind die Ansprüche des Kindes zu schädlicher Stärke angewachsen. Nun pflegt die Erziehung des „verzärtelten" oder „ungezogenen" Kindes gerade dann mit Vehemenz einzusetzen, wenn nichts mehr zu machen ist. Die zunehmende „Ungezogenheit" des Kindes fordert zu immer strengeren und brutaleren Maßnahmen heraus; diese können zwar nicht mehr nützen, schaffen aber einen schweren Konflikt im Kinde, dessen Grundelemente die nicht zu bändigenden Triebe, der Haß gegen die brutalen Eltern und die Liebe zu ihnen sind. Diese Tatbestände finden sich am klarsten bei triebhaften psychopathischen Charakteren.[1])

Weder die totale Triebhemmung, noch die zu spät und dann notwendigerweise brutal einsetzende Versagung zeugt vom Verständnis der Erzieher für den Konflikt: Kind - Welt. Als Optimum erweist sich — zunächst theoretisch — eine derartige Einwirkung, daß die Triebe bis zu einem gewissen Grade zur Entfaltung zugelassen werden und die Versagungen dann allmählich, immer getragen von guten Beziehungen zum Kinde, erfolgen. Hat man in den ersten zwei Lebensjahren des Kindes schwere Fehler begangen, so wird sich später kaum viel korrigieren lassen. Die Aufgaben der Erziehung beginnen bei der Geburt.

Daß man einem Kinde nicht nachgibt, das abends den Park nicht verlassen oder die Mahlzeiten nicht regelmäßig einnehmen will, gehört zu den notwendigen Versagungen. Diese unterscheiden sich von den unnötigen dadurch, daß sie nicht allein dem Interesse der Gesellschaft, sondern auch dem Kinde dienen. Bliebe es, wie es geboren wurde, gleich primitiv, egoistisch, nur luststrebend, es ginge später im Kampfe ums Dasein unter. Das Kind soll ja schon früh erfahren, daß es nicht allein da ist, daß es Rücksicht nehmen muß, denn es bedarf der Selbstbeherrschung für später, zu seinem eigenen Wohle. Solange die Erziehung im Zeichen einer nicht faßbaren, angeblich „objektiven" Moral ausgeübt werden wird, werden die notwendigen Versagungen, wenn nicht brutal, so doch unzweckmäßig ausfallen. Was sind notwendige Versagungen? Nur solche, die diejenigen Triebe des Kindes, die seine soziale Einordnung stören würden, einzudämmen und zu wandeln haben. Die natürliche Grausamkeit des Kindes muß sich zum Beispiel teilweise in Mitleidsempfinden, teilweise in soziale Aktivität verwandeln.

Aber mit dem Begriff der „sozialen Einordnung" als Erziehungsziel ist wenig anzufangen. Man merkt gleich, wie unklar dieser Begriff ist, wenn man be-

---

[1]) Vergl. Reich: Der triebhafte Charakter, Wien, Int. Psa. Verl. 1925.

denkt, daß der Reiche mit ihm notwendigerweise anders begreift als der Arme, und daß die Erziehungsziele sich ganz allgemein mit Ort, Zeitalter und Klasse ändern. Hier entscheidet praktisch die Weltanschauung, und man wird sich sagen müssen, daß jeder von seinem egoistischen Standpunkt als Erwachsener recht hat. Eine Einigung über das Kind kann hier nicht erzielt werden. Anders ist es, wenn man das Erziehungsproblem vom ärztlichen Standpunkt aus betrachtet, also etwa von der Frage der Neurosenverhütung ausgeht. Soweit die bisherigen Ergebnisse der psychoanalytischen Forschung zu überblicken sind, läßt sich kein Mittel feststellen, wie dem neurotischen Konflikt auszuweichen wäre. Er ist von Wirtschaftslage, Klasse, Nation und Rasse unabhängig, kommt durch weit primitivere Umstände zustande, die mit der Kind-Eltern-Beziehung gegeben sind (Ödipuskomplex), und nur sein Resultat, die Neurose, hängt in ihrer Form und Schwere von der Art der akzidentellen Erlebnisse, insbesondere vom Charakter der Eltern ab. Ganz allgemein ist die Schwere einer seelischen Erkrankung proportional der Anzahl der notwendigen und der unnötigen Versagungen und der Strenge, mit der sie zugefügt wurden.

Ad 2. War die Reaktion des Kindes krankhaft? So gestellt, ist die Frage nicht zu beantworten. Die Trotzreaktion an sich war natürlich und in sich logisch. Nur die Intensität der Reaktion könnte als „neurotisch" angesehen werden. Aber auch hier ist zu bedenken, daß das Kind ja provoziert worden war, daß der Trotz der Mutter den des Kindes steigerte. In diesem Falle hatte die Mutter nur wegen eines akuten Konfliktes das Verständnis für die Situation nicht aufgebracht. Sonst ist es eine Grundeigenschaft der Eltern, wie der Erzieher im allgemeinen, das Kind von sich aus zu beurteilen, ihm das gleiche Verständnis für die Unrealisierbarkeit seiner Wünsche zuzumuten, wie es Erwachsene besitzen. Weil das Verständnis fehlt, wird jede Äußerung des Lustprinzips als Krankhaftigkeit oder Unart angesehen. Das hat offenbar seinen Grund darin, daß die Eltern durch jede Triebäußerung des Kindes an ihre eigenen verdrängten infantilen Wünsche gemahnt werden und die Triebhaftigkeit des Kindes eine Gefahr für die Aufrechterhaltung der eigenen Verdrängungen bedeutet. Diese Gefahr wird nun durch erzieherische Verbote abgewehrt, die deutlich das Gepräge des Erziehungszwanges haben.

Ferner spielt der Ärger über das Kind eine wichtige Rolle. Auch der der Analyse unkundige Nervenarzt ärgert sich etwa über eine lahme Hysterika und läßt sie, wie er behauptet, zu Heilungszwecken faradisieren; im Grunde hält er sie für eine raffinierte Simulantin und straft sie dafür; er hat sie nicht verstanden, er vermochte es nicht, sich in sie einzufühlen, sich mit ihr zu „identifizieren". Die Mutter hatte das Kind für neurotisch, das heißt für bösartig, gehalten und sich über es geärgert; aus dem gleichen Grunde wie der Nervenarzt alter Schule: sie sind einer Situation nicht gewachsen, in der sie handeln sollten. In solchen Fällen pflegt man leicht demjenigen zu zürnen, der einen in die unangenehme Lage versetzt, die eigene Unwissenheit oder uneingestandene Affektregungen zu fühlen. Obwohl nun das Gros der Eltern keine Kenntnis von der Eigenart des Kindes hat, sollen sie handeln, oder sie glauben zumindest, handeln

zu müſſen. So kommt der Ärger über das Verlegenheit bereitende Objekt in der Art, wie ſie die notwendigen Verſagungen zufügen, und in der Zahl und Art der unnötigen erzieheriſchen Eingriffe zum Vorſchein.

Als krankhaft, beziehungsweiſe ungehörig, wird ferner alles angeſehen, was dem Erwachſenen nicht angenehm oder unbequem iſt. So ſchieben die Eltern das Intereſſe am Wohl des Kindes vor, wenn ſie ihre, von wo immer herſtammenden Affekte in Erziehungsakten zu erledigen trachten. Mögen die Kinder noch ſo geliebt ſein, ſie werden gelegentlich auch als läſtiger Ballaſt empfunden, bewußt oder unbewußt. Man wird dann dem Kinde böſe und tut ihm leicht Unrecht. Man unterſchätzt gewöhnlich das Rechtsgefühl, das das Kind von einem beſtimmten Alter ab und ſeiner Perſönlichkeit entſprechend entwickelt. Man erfährt in Analyſen Erwachſener, daß ſie als Kinder ſehr früh bereits, etwa vom zweiten Lebensjahre ab, zu unterſcheiden wußten, wann ihnen Unrecht geſchah und wann die Forderungen der Erwachſenen berechtigt waren, mag ihre Reaktion auf die Verſagung in beiden Fällen auch die gleiche geblieben ſein. Im erſten Falle hatten ſie das Empfinden, ſich mit vollem Rechte dagegen zu ſträuben, im zweiten, nur einen Juſtament-Standpunkt behauptet zu haben.

Das Empfinden des Unrechts haben die Kinder etwa dann, wenn die Eltern ihnen etwas verbieten, was ſie in deren Gegenwart ſelbſt tun. Das Argument, das bei ſolchen Gelegenheiten gangbar iſt: „Du biſt noch zu klein", begreift das Kind einfach nicht. Wie ſollte es einſehen, daß es nicht mit dem Bleiſtift über das Papier fahren darf wie der Vater, wenn dieſer ihm auf der andern Seite als Vorbild hingeſtellt wird? Einerſeits ſoll das Kind „brav", das heißt erwachſen, ruhig, beſcheiden, folgſam ſein, andererſeits bekommt es immer dann, wenn es ſich auch andere Rechte der Erwachſenen herausnehmen will, zu hören, daß es noch zu klein ſei. Dem liegen zwei analoge Haltungen der Eltern zugrunde: Sie wollen ihre eigenen Anſprüche im Kinde verwirklichen, alſo ſie möglichſt früh erwachſen ſein laſſen, aber ſie fordern auch, in ihren eigenen Rechten nicht geſtört zu werden.

Unbefriedigter Ehrgeiz der Eltern iſt einer der weſentlichſten Motive des Erziehungszwanges. Man braucht bloß, um ſich davon zu überzeugen, das Verhalten eines beliebigen Kinderfräuleins ihrem Zögling gegenüber im Park oder das Verhalten einer Mutter in der Sprechſtunde des Arztes zu beachten. Man kann ſich des Eindrucks nicht erwehren, daß der Erzieher etwas tun zu müſſen, erziehen zu müſſen glaubt, auch wenn es nichts zu erziehen gibt, und daß er es als perſönliche Kränkung empfindet, als ſchlechtes Zeugnis für ſeine Erziehungskunſt, wenn ſein Opfer ſich nicht „erwachſen" benimmt. „Sitz gerade", „ſei doch nicht ſo unartig vor dem Herrn Doktor", „ſitz ſtill", „ſchau doch den Doktor an", „ſag ihm doch guten Tag", „geh von dort weg", „komm her", „richte dein Kleid", „mach deine Hände nicht ſchmutzig", und ſo fort ohne Unterlaß. Ein Erwachſener könnte, wäre er einem ſolchen Erziehungsbombardement ausgeſetzt, kaum den ſtoiſchen Gleichmut aufbringen, wie manche — allerdings bereits neurotiſche — Kinder. Man ſtaune nicht, wenn ſich geſunde Kinder dagegen temperamentvoll wehren.

Bernfeld hat in ſeiner „Pſychologie des Säuglings“[1]) plauſibel gemacht, daß die Motive der Säuglingspflege Haßregungen gegen das Neugeborene ſind. Wie abſurd das auch klingen mag, es erſcheint ſchon deshalb richtig, weil wir unter den üblichen Erziehungsmaßnahmen wenige ſehen, die nicht das Gepräge des Haſſes, der Vergewaltigung hätten. Es lohnte ſich eine eigene Abhandlung, um nachzuweiſen, daß die weitaus überwiegende Mehrzahl aller erzieheriſchen Eingriffe von der Art der unnötigen Verſagungen ſind und daß das Empfinden des Kindes, ungerecht behandelt worden zu ſein, eine reale Baſis hat. Eine Analyſe der Erziehung als Neuroſeäquivalent der Erwachſenen ſteht ebenfalls noch aus. Alle bekannten Konflikte, wie gekränkter Ehrgeiz, ſexuelle Unbefriedigtheit, eheliche Zwiſtigkeiten, mit einem Worte alles, was ſonſt zum Inventar einer Neuroſe gehört, wirkt ſich in der Erziehung am Kinde aus. Beſonders wichtig iſt, daß es ſich hier in erſter Linie um Haß handelt, der in jeder Neuroſe wie in jeder Konfliktſituation hochgetrieben wird. Es iſt dann ziemlich gleichgültig, ob er als Roheitsakt eines Säufers oder als extreme Beſorgtheit einer neurotiſchen Mutter zum Vorſchein kommt. In beiden Fällen wird das Kind von unnötigen Verſagungen überſchüttet.

Zur Verdeutlichung des Geſagten einige Beiſpiele aus der analytiſchen Praxis, in der man ja nicht nur den Kranken, ſondern auch ſein Milieu analytiſch begreifen lernt. Eine Patientin hatte nie mit anderen Kindern ſpielen dürfen, weil ihre Mutter, die allen Anzeichen nach eine zwangsneurotiſch-ſyphilidophobe und unbefriedigte Frau war, fürchtete, daß ſie ſich anſtecken könnte. Bei ſolcher übertriebenen Beſorgnis fehlt als Motiv nie das Gegenteil, der Haß und der Todeswunſch. In dieſem Falle war das beſonders deutlich, weil das Kind immer die Partei des Vaters zu ergreifen pflegte, der mit der Mutter in ſchlechteſter Ehe lebte. Die Mutter hatte wiederholt ihre eheliche Gebundenheit durch Mann und Kind laut verwünſcht.— Der Vater einer anderen Patientin hatte dieſe immer zum Eſſen gezwungen, als ſie die übliche neurotiſche Eßſtörung der Kinder hatte; aber auch das Erbrochene mußte gegeſſen werden; weigerte ſie ſich, ſo wurde ſie in einer dunklen Kammer mit Ruten geſchlagen. Auch hier eine troſtloſe, haßerfüllte Ehe, die Mutter war eine ſchwache, reſignierte Frau, der Mann ein ausgeſprochen ſadiſtiſcher Charakter.— Ein anderer Patient war von ſeinem Vater gezwungen worden, obgleich er ſich dazu gar nicht eignete, die Rechte zu ſtudieren; er ſollte „Doktor“ werden, weil es ſeinem Vater nicht vergönnt geweſen war, dieſen Titel zu erwerben.

Bei der Analyſe der Patientin, die als Kind vom Vater ſo grauſam zur „Eßordnung“ angehalten worden war, erfuhr ich auch einiges über die Motive, die einen dazu bringen können, Erzieher zu werden. Sie wollte nämlich an anderen Kindern gut machen, was an ihr verbrochen worden war. Aber ihre unbewußten Rachetendenzen gegen ihren Vater ſtörten ſie in der Durchführung ihres bewußten Vorhabens derart, daß ſie ſich ihren Zöglingen gegenüber ausgeſprochen ſadiſtiſch benahm. Sie hatte ſich unbewußt mit ihrem brutalen Vater identifi-

---

[1]) Berlin, Springer, 1926

ziert. Der Antrieb, die eigene Kindheit zu korrigieren, dürfte einer der typischsten Motive des Willens zu erziehen sein. Die eigene Kindheit korrigieren kann aber für das primitive, unbewußte Denken nichts anderes bedeuten, als sich rächen, so daß zum Erziehungswillen ein unbewußt begründeter sadistischer Erziehungszwang hinzukommt.

Bei anderen findet man als Motiv des Erziehungszwanges einen versagten frühkindlichen Kindeswunsch. Solche Frauen sind noch die relativ besten Erzieher, weil sie das fremde Kind an Stelle eines eigenen nehmen. Man kann aber häufig beobachten, daß der Wunsch, Erzieher zu sein, schwindet, wenn der Kindeswunsch real erfüllt wird.

Die bewußten Motive erweisen sich also als sekundäre Rationalisierungen. Daraus ergibt sich die große Schwierigkeit, dem Erziehungsproblem beizukommen. Es gibt kein anderes Mittel als die individuelle Psychoanalyse, den Erziehenden von der wahren Bedeutung und den wahren Motiven seines Tuns zu überzeugen. Wie wollte man jene Mutter, die ihr Kind aus der sozialen Gemeinschaft ausschloß, oder den ehrgeizigen Vater, der seinen untalentierten Sohn seelisch vergewaltigte, überzeugen, daß Haß und Egoismus ihr Verhalten bestimmten? Schon zum Schutze gegen sich selbst müssen sie davon überzeugt sein, daß sie „nur das Wohl des Kindes“ im Auge hatten. Man wird dem entgegenhalten, daß das nur Ausnahmefälle wären. Unser einführendes Beispiel sollte aber doch zu denken geben. Eine analysierte, glücklich verheiratete, einsichtsvolle Frau begeht aus unbewußten Gründen einen groben Erziehungsfehler. Dieser Fehler ist, verglichen mit dem, was man allgemein in der Erziehungstaktik beobachten kann, kaum nennenswert und hatte doch bereits schwere Folgen nach sich gezogen. Nur die rasche Einsicht und Korrektur des Fehlers verhinderte, daß der Trotz sich fixierte. Wer bringt den Optimismus auf, zu hoffen, daß sich ein ähnliches Maß an Einsicht und Bewußtheit bei der Masse der Erzieher je einstellen wird? Das ließe hoffen, daß die Neurosen der Erwachsenen und ihre Äquivalente, wie die selbstverschuldete soziale Not und die unglücklichen Ehen, je zu existieren aufhören werden. Die Frage der Erziehung ist aber von der der Gesellschaftsordnung und der der Neurosen nicht zu trennen.

Es ist mir bewußt, daß dieser Pessimismus wenig geeignet ist, zur Lösung der aktuellen Frage: „Wie soll man das Kind erziehen?“ beizutragen. Aber ist anderes besser geeignet? Die Schule Alfred Adlers ist optimistisch an alle Erziehungsfragen herangetreten und glaubt mit ihrer Formel der Ermutigung, beziehungsweise des Vermeidens der Entmutigung, dem Problem gerecht zu werden. Kann das die Sachlage wirklich gründlich ändern? Was nützt aller eingeflößte Mut, wenn die Mutter, unter der Herrschaft ihrer eigenen Onanieangst stehend, erschrickt, sobald sie das Kind onanieren sieht, und gerade das Verkehrte tut, nämlich auch dem Kinde Angst einflößen? Steht ein Erwachsener unter der Herrschaft seiner infantilen Onanieangst, so wird keine ärztliche Suggestion ihn davon überzeugen, daß die Onanie in einem bestimmten Alter eine normale Erscheinung ist. Er glaubt es einfach nicht. Und was soll man einer Mutter raten, wenn man selbst noch nicht genau weiß, ob und wie man der normalen kind-

lichen Onanie begegnen ſoll? Nein, das Beraten iſt nicht einfach, weil die ſeeliſche Entwicklung ungeheuer kompliziert iſt, weil zum Beiſpiel das Gewährenlaſſen der Onanie ebenſo gute wie böſe Folgen haben kann. Mit dem Optimismus iſt es alſo nichts, er beruhigt nur das Gewiſſen der Erwachſenen und iſt ein Symptom ihres Erziehungszwanges. Auf weite Sicht dürfte noch der berechtigte Peſſimismus fruchtbarer ſein; er zwingt zur Selbſtkontrolle und führt ſo zu wertvollen Frageſtellungen, während der Optimismus in der Erziehungsfrage die Schwierigkeiten nur verſchleiert.

Eine ſolche Schwierigkeit iſt, daß Erziehung, wenn ſie einen Sinn haben ſoll, Maſſenarbeit ſein muß. Auf die Geſellſchaft wird es kaum einen Einfluß üben, wenn in einer Millionenſtadt fünf oder fünfzig Kinder richtig aufgezogen werden. Das wünſchenswerte Optimum, eine rein ſachliche, affektfreie Beurteilung der Erziehungsobjekte wäre derzeit nur durch *Analyſe des Erziehers* zu erzielen und kommt daher für die Maſſe nicht in Betracht. Es iſt vorläufig nur eine utopiſche Vorſtellung, daß es gelingen könnte, durch einzelne, ihrer ſelbſt voll bewußte Erzieher Verſtändnis in die Maſſen der Erzieher zu tragen. Wenn Eltern und Erzieher wiſſen werden, aus welchem Grunde und wozu ſie wirklich erziehen, wenn die maßgebenden Autoritäten zu glauben aufhören werden, daß ſie in ihren Beſtrebungen nur das „Wohl der Menſchheit" im Auge haben, wenn die Maſſe wiſſen wird, daß das Verhältnis zwiſchen Kindern und Erwachſenen den Gegenſatz verſchiedener Welten bedeutet, dann — vielleicht — wird es eine Möglichkeit geben, an aktive Erziehungsmaßnahmen zu denken.

Und bis dahin? Die Hoffnungsloſigkeit aller derzeitigen Erziehungsmaßnahmen, die Tatſache, daß, was immer man macht, man es verkehrt macht, ergibt außer der Forderung, die Erziehungsfehler zu erkennen und zu verſtehen, nur eine negative Regel: *Enthaltſamkeit in der Erziehung* bis zum äußerſten, Einſchränkung der Erziehungsmaßnahmen auf die allernotwendigſten Verſagungen, Wiſſen, daß man ſein Kind aus ganz natürlichen Gründen nicht nur liebt, ſondern auch haßt. Und die Gefahren des Gewährenlaſſens? Sie dürften kaum größer ſein, als die, die der Erziehungszwang mit ſich bringt. Wir müſſen daran denken, daß die urſprüngliche lebendige Kraft, die der Erziehungszwang zähmen will, aus ſich ſelbſt heraus einmal Kultur geſchaffen hat. Man darf großes Zutrauen zu ihr haben. Iſt es zu gewagt, zu behaupten, daß ſich das Leben ſeine notwendigen Daſeinsformen ſelbſt am beſten zu ſchaffen vermag?

Der Kastrationskomplex beim Kinde

Zwei Beobachtungen von Prof. Charles Baudouin, Genf[1])

I.

Linette, 13 Jahre alt, ist dasselbe Mädchen, über das ich früher (es war damals drei bis sieben Jahre alt) mehrere Beobachtungen habe machen können, die in meinen „Etudes de Psychoanalyse" aufgezeichnet sind. Sie war fünf Jahre alt, als ihr kleiner Bruder geboren wurde. Bis dahin war sie das einzige Kind gewesen. Sie reagierte mit einer recht lebhaften Feindschaft. Mit 6 Jahren drückte sie ihre Gefühle für den Bruder unmißverständlich aus. Sie antwortete auf die Frage, ob man ihren kleinen Bruder in einem Schubkarren fortführen solle: „Ja, aber den Schubkarren wiederbringen!" Als Linette größer wurde, bemühte sie sich ernsthaft, sich besser zu ihrem Bruder zu stellen, aber die unbewußte Feindseligkeit blieb trotzdem lebendig. Diese Feindseligkeit hatte in der letzten Zeit dadurch neue Nahrung erhalten, daß Linette in eine Pension gebracht wurde, während ihr Bruder zu Hause blieb.

Als Linette wieder für einige Tage daheim war, setzte sie sich neben das Bett, in dem sie früher und ihr Bruder jetzt schlief, um zu lesen. Sie gebrauchte zum Aufschneiden der Blätter ein Messer, vergaß aber, es zu schließen, und, was besonders auffiel: sie legte es mitten in das Bett ihres Bruders, und zwar so, daß er sich beim Zubettgehen sehr leicht hätte verletzen können. Glücklicherweise bemerkte er es noch rechtzeitig. Nichts berechtigt zur Annahme, daß dieser Kastrationsversuch ein absichtlicher sei, im Gegenteil, man dürfte eher auf Zerstreutheit schließen. Aber ist diese Handlung nicht bezeichnend?

Zur selben Zeit machte Linette mit erstaunlicher Hartnäckigkeit immer wieder einige ganz bestimmte orthographische Fehler, die in die Kategorie der Flüchtigkeitsfehler gehören, denn sie beherrscht die entsprechende Schreibweise durchaus. Dennoch blieben zahlreiche diesbezügliche Belehrungen fast ohne Einfluß auf diese Fehler. Sie bestanden darin, daß sie die stummen Schluß-s da fortließ, wo sie gesetzt werden müssen, und sie dahin schrieb, wo keine hingehörten (tu fera, il feras). Es muß dazu bemerkt werden, daß der Vorname des Bruders auf die Buchstaben „es" endet (das s ist stumm), während der Name von Linette nur mit einem „e" schließt. Offenbar handelt es sich hier bei Linette um ein Symptom (Verschreiben).

Um die Bedeutung dieses Symptoms ganz zu verstehen, muß erwähnt werden, daß Linette, als sie lesen lernte, die Konsonanten verbildlichte. Das S nannte sie eine Schlange und hielt diese Bezeichnung lange Zeit hindurch aufrecht. Das stumme S hieß „eine Schlange, die nichts tut". (Aus den Träumen von Linette ist ersichtlich, daß sie der Schlange die gewöhnliche Bedeutung zusprach.) Die Dinge sind also verwickelter, als es zuerst schien. Wie der Name des Bruders mit einer „Schlange, die nichts tut" behaftet ist, ebenso besitzt der Körper des Bruders

[1]) Aus dem französischen Original übersetzt.

jene Attribute des männlichen Geschlechts, die nicht weniger unbegreiflich sind als die „Schlange, die nichts tut". Man ahnt jetzt zwischen dem Vorfall mit dem Taschenmesser und den Flüchtigkeitsfehlern einen jener Zusammenhänge, wie sie die Psychoanalyse zwischen den verschiedenen Zerstreutheitshandlungen einer Person während eines bestimmten Zeitabschnitts gefunden hat. Linette benimmt sich so, als wolle sie ihrem Bruder etwas abnehmen und sich zulegen, was er besitzt und ihr fehlt, kraft einer unbegreiflichen Ungerechtigkeit. Sie fühlt sich von ihm übervorteilt und sucht sich zu rächen.

Dieser Komplex ist, wie immer, vielseitig. Er enthält: das Verlangen, den Bruder zu beseitigen (wie durch den Ausspruch vom Schubkarren), ihm das Bett wegzunehmen und seinen Platz im Hause zu besetzen. Den „männlichen Protest" im Sinne Adlers, den Wunsch, ein Knabe und nicht ein Mädchen zu sein, endlich klassische Kastrationsphantasien.

II.

Charles, 7 Jahre alt, hat einige nervöse Symptome, besonders Furcht vor Gewittern, einige ritenhafte Angewohnheiten (Hinstellen der Pantoffeln nach einer bestimmten Ordnung, Einschlafen in einer ganz besondern Lage, um keine Fratzen zu sehen), einen heftigen Drang, mit Streichhölzern und mit Feuer zu spielen, was bei ihm eine Art angstvollen Rausches hervorruft (Angstlust). Diese letzten zwangshaften Neigungen stellten sich nach der Abgewöhnung (die ziemlich leicht war) einer vorübergehenden kindlichen Onanie ein. Außerdem hört man häufig Scherze über die Kastration aus dem Munde des Bruders. Auch scheint er stark an das „Verdauungsstadium" fixiert zu sein. (Analsadistisch.) Es sei erwähnt, daß er als ganz kleines Kind an Darmstörungen gelitten hat. Es gefällt ihm, sich sehr lange auf dem Abort aufzuhalten, und gerade dort kann er sich nur mit Mühe gegen den Drang, mit Feuer zu spielen, wehren, trotz aller Vorwürfe und Strafen, obwohl er sonst ziemlich fügsam ist. Der Lärm des Donners, der ihm so großen Eindruck macht, ist gleichwohl für ihn Gegenstand höchst zweifelhafter Witze, in denen er dieses Geräusch mit andern, intimeren vergleicht. Das Gewitter ist ihm die Kolik irgend einer gewaltigen Persönlichkeit. Aber alle diese Gedanken sind bei ihm mit Vorstellungen von katastrophalen Bestrafungen und Zerstörungen eng verknüpft. Es ist leicht begreiflich, daß er sich sehr für Trompeten interessiert, als Sublimierung des primitiven Interesses für weniger dezente Geräusche. So auch für Musik im allgemeinen. In Bezug auf die Trompeten war er besonders im Alter von sechs Jahren beunruhigt, da er fürchtete, beim jüngsten Gericht, wenn er tot und begraben sein werde, die Trompeten der Erzengel nicht zu hören, „und dann werde ich ihnen nicht zurufen können: gebt mir auch eine!"

Er liest zurzeit ein mythologisches Buch, das ihm sehr gefällt. Was ihn am meisten darin anzieht, ist ein Bild, das einen furchtbaren Jupiter darstellt, der den Blitz aus den Gewitterwolken schleudert. Dieses Bild fasziniert ihn, er stellt das Buch, gerade an dieser Stelle geöffnet, so neben sein Bett, daß er es vor dem Einschlafen und beim Erwachen sehen kann. Ganz offenkundig hat er in dieses Bild

den „schrecklichen Vater“ projiziert, der verbietet und straft. Man könnte das als Prometheus-Komplex bezeichnen. Dieser Komplex äußert sich schon in jenem Zwang, mit Streichhölzern zu spielen. Man weiß, daß dieser Komplex mit dem Kastrationskomplex eng verbunden ist. Es handelt sich darum, dem allmächtigen Vater sein Hauptattribut, das Feuer, zu nehmen, und das bedeutet schließlich auch, ihn zu entmannen. Dieses Bestreben ist von einem starken Schuldgefühl begleitet und läßt immer eine Bestrafung nach dem Gesetz „Auge um Auge“ in Gestalt einer Kastration oder Fesselung (der gefesselte Prometheus) befürchten, und diese Furcht äußert sich in verschiedenen nervösen Angstzuständen, wie z. B. in der Gewitterfurcht.

Eines Tages muß Charles eine Seite aus der Mythologie abschreiben, wo gerade von Jupiter die Rede war. Er schreibt sie sorgfältig ab und macht nur zwei Fehler, aber — wohlverstanden — er macht sie nicht zufällig. Der eine steht im Namen „Jupiter“, der andere im Wort „Donner“, also im Hauptkennzeichen Jupiters. Diese beiden Fehler sind übrigens identisch und bestehen darin, daß jedes Wort eines seiner Buchstaben beraubt wird. Das Kind schreibt: „Jupter“ und „tonnerr“ (frz. tonnerre = Donner). Es ist noch nebenbei zu bemerken, daß die Schreibweise des Wortes „tonnerre“ in der vorhergehenden Stunde, die der Vater gab, besonders besprochen wurde. Der Vater hatte das Kind besonders aufmerksam gemacht, daß dieses Wort gleichzeitig zwei n und zwei r enthalte, als Gedächtnishilfe hatte er hinzugefügt, daß diese Laute verdoppelt seien, damit beim Sprechen solche Geräusche entstünden wie beim Donner selbst. Der Knabe interessiert sich dafür, aber er reagierte offenbar mit der gegenteiligen Meinung, da seien zu viele Buchstaben. Zwar respektierte er die, auf welche man seine Aufmerksamkeit gerichtet hatte, findet es aber gut, einen andern zu unterdrücken.

Auf die scherzhafte Frage, was er denn diesem Jupiter abschneiden möchte, folgt die Antwort: „Die Hände, damit er uns nicht mehr mit dem Blitz treffen kann.“

Ein Mädchenstreit und seine tieferen Ursachen

Von Hans Zulliger, Ittigen (Bern)

Eine Familie war vom Nachbardorfe in unsere Gemeinde übergesiedelt. Sie schickte eines ihrer Kinder, ein dreizehnjähriges Mädchen mit Namen Bertha, zu mir in die Klasse. Dabei ergab es sich während der ersten Tage ihres Hierseins aus den Umständen, daß ich mich mit ihr eingehender beschäftigen mußte als mit den übrigen Schülern. Ich wollte mich darüber orientieren, mit wem ich es bei ihr zu tun hatte, wie ich sie intellektuell einschätzen konnte, wie weit sie in den einzelnen Fächern war, usw., und ich machte mit ihr den Rorschach'chen

Formdeuteversuch, damit ich Auskünfte erhalte über ihre Anlagen und ihren Charakter. Darum behielt ich sie schon am zweiten Tage nach der Schule im Schulzimmer zurück.

Ein paar Tage darauf klagte mir Bertha unter Tränen, sie werde von einer Mitschülerin, Greti, arg verfolgt. Sie schmähe sie, spotte sie aus und behaupte, seit sie in die Klasse eingetreten sei, gehe es nicht mehr gut, der Lehrer kümmere sich um niemand mehr als um sie, und sie sei eine Schmeichelkatze. Mit ihren Reden hetze Greti auch die anderen Schülerinnen gegen Berta auf, sie könne sich keiner anschließen und fühle sich ganz vereinsamt.

Ich tröstete Bertha, versprach, gelegentlich mit Greti zu „reden" und versicherte der Klagenden, sie werde mit der Zeit schon Freundinnen finden. Sie solle nur Geduld haben, bis sie sich in die Klasse eingelebt und sich diese an sie gewöhnt habe. Es sei immer so, wenn man fortziehe und in ganz neue Verhältnisse gesteckt werde, daß man sich da zuerst vereinsamt vorkomme, entfremdet und ohne Freundschaften, aber recht bald werde sich der Zustand ändern und bessern.

Mich verwunderte jedoch, daß sich die Schülerinnen meiner Klasse gegen die Neuangekommene wehrten: In der Regel kümmerten sie sich um eine „Neue" sehr, sie maßen sich an ihr, wollten dieses und jenes von ihr wissen und gaben sich deshalb mit ihr ab. So war es sonst — wir haben als Außenquartier der Stadt Bern häufigen Schülerwechsel — immer gewesen.

Es mußten also besondere Gründe für das andersartige Verhalten vorhanden sein.

Ich hatte auch an den Leistungen meiner Schülerinnen bemerkt, daß etwas nicht ganz in Ordnung war. Sie arbeiteten auf einmal nicht mehr mit der gleichen Intensität wie zuvor, in den Stunden saßen sie teilnahmsloser da als sonst, und in den Pausen, anstatt Spiele zu machen und sich im Hofe herumzutreiben, steckten sie an einer Hausecke die Köpfe zusammen und disputierten eifrig.

Es war leicht zu erraten, daß Greti auf Bertha eifersüchtig war, und daß sie damit die anderen Schülerinnen ansteckte. Grund zu der Eifersucht war das besondere Interesse, das ich Bertha gegenüber gezeigt hatte.

Aber die Eifersucht ist keine sehr einfache Erscheinung, ganz abgesehen davon, daß sich meine Klasse in anderen analogen Fällen anders verhalten hatte. Es erklärt nichts, wenn wir eine Regung an einem Kinde oder einer Kindergruppe feststellen und gleichsam den Teufel beim Namen nennen.

Wieso und woher, so fragen wir uns, kamen in diesem besonderen Falle in Greti solche intensiven Regungen auf?

Ich ließ noch am selben Tage einen „Freien Aufsatz" [1]) schreiben, denn ich

[1]) Unter einem „Freien Aufsatz" verstehen wir Niederschriften, die in keiner Weise vom Lehrer beeinflußt werden. Der Schüler ist wirklich „frei". Er wählt das Thema selber, seine Arbeit wird in ein besonderes Heft geschrieben, nachher weder korrigiert, noch zensiert, keinesfalls vor der Klasse besprochen oder den Schulbehörden vorgelegt. „Freie Aufsätze" sind Mitteilungen persönlicher Natur an den Lehrer. Sie stützen sich auf das Vertrauensverhältnis zwischen Schüler und Erzieher. Ich lese den „Freien" im Beisein des Kindes durch, quittiere durch ein Nicken, freundliches Lächeln, beantworte gestellte Fragen schriftlich in dem Hefte oder lade die Kinder zu Be-

hoffte, bei dieser Gelegenheit Material über die ganze Eifersüchtelei und ihre Auswüchse zu erhalten.

Von den weniger Beteiligten erhielt ich eine Anzahl von Berichten über die Diskussionen in den Pausen und auf dem Schulwege. Greti führte sie, sie kritisierte Bertha auf ganz häßliche Art. Diese wurde wegen ihres geringen Haarwuchses und der Art, wie sie gekämmt war, verlacht, sie war Greti auch zu wenig vornehm und zu bäurisch gekleidet. Wenn sie nur solche Kleider am Leibe hätte wie Bertha, hatte sich Greti geäußert, so dürfte sie nicht einmal auf den Abort gehen damit, geschweige denn zur Schule, und man sollte die Lumpen samt dem darin steckenden Mädchen auf den Kehrichthaufen werfen oder verbrennen, es wäre nicht schade usw.

Merkwürdigerweise erhielt ich von Greti selber nichts über den Streit mitgeteilt. Sie nagte zuerst eine Zeitlang unschlüssig an ihrem Federhalterende, und dann schrieb sie mir über einen Traum, den sie in der vorangegangenen Nacht gehabt hatte:

„. . . ich habe im Traume eine Puppe aufgeschnitten. Es kam nur Holzwolle heraus, weiter nichts. Die warf ich fort, und die Hülle und das Tuch auch. Da kam die Mutter und sagte, sie kaufe eine neue Puppe. Da sagte ich, es sei nicht nötig, ich habe keine Freude an mehr Puppen."

Sie wollte schreiben: „. . . keine Freude an Puppen mehr", oder: „keine Freude mehr an Puppen". Sie verschrieb sich, was sicherlich einen Sinn haben wird.

Als ich Gretis Aufsatz durchsah, fragte ich sie, ob sie Zeit und Lust hätte, den Traum zu „besprechen", denn ich wollte mit meiner eigentlichen Absicht, mit der Schülerin über ihren Zank mit Bertha zu verhandeln, nicht herausrücken. Greti wäre vielleicht ausgewichen und hätte Bertha verdächtigt, sie sei zu mir klagen gekommen, und sie hätte sie darum noch ärger mit ihrem Hasse verfolgt. Ich würde dann im Laufe der vorgeschobenen Traumbesprechung, so dachte ich, das Gespräch leicht auf den Mädchenstreit überleiten können, ich wußte damals noch nicht, daß der mitgeteilte Traum gerade mitten in das Problem hineinführte.

Wir machten eine Besprechungszeit miteinander ab.

Als Greti zur ersten Besprechung kam (solche dauerten jeweilen eine halbe Stunde), ließ ich mir zunächst über den Traum nochmals mündlich und in ihrer Mundart berichten. Dabei erhält man oft wichtige Beifügungen, Abänderungen oder Auslassungen. Gretis Erzählung stimmte mit dem Niedergeschriebenen überein, und ich erklärte ihr nun einige Regeln der Traumdeutung, indem ich auf folgende Weise begann:

„Erinnerst du dich an die Träume Josephs in der biblischen Geschichte?"

„Ja, wir hatten sie bei Herrn Lehrer X."

---

sprechungen nach der Schule ein. Die Aufsätze liefern mir ein umfangreiches Rohmaterial zur Kinderpsychologie. Mit ihnen suche ich ein ethisches und ein psychologisches Moment, die Wahrhaftigkeit und die Produktivität für den Auflösungsprozeß von psychischen Hemmungen zu verwerten und eine beständige Kontrolle über den ganzen psychischen Ablauf der individuellen Entwicklung der Kinder in den Händen zu behalten.

„Schön, da habt ihr gesehen, daß etwas hinter dem Geträumten steckt, ein verborgener Sinn. Weißt du noch, was das zu bedeuten hatte, daß sich die Gestirne am Himmel und die Garben auf dem Felde vor Joseph neigten?"

„Seine Brüder und Vater und Mutter sollten sich vor ihm verbeugen, er wollte mehr sein als sie."

„Die Träume lassen sich also deuten und auflösen. Aber ich bin nicht so gescheit wie Josephs Brüder, die sogleich wissen, was hinter Josephs Träumen steckt. Wenn du aber mithilfst, so werde ich versuchen, auch deinen Traum aufzulösen."

Von Gretis Gesichte leuchtete Neugierde.

„Ich mag schon!" versicherte sie.

„Dazu ist nötig, daß du mir alles genau so heraussagst, wie es dir in den Sinn kommt, du darfst nichts verschweigen oder unterschlagen von dem, was dir einfällt, darfst nicht denken, dies sei dumm und jenes sei nicht schön, oder das sage man nicht. Du darfst mit der gleichen Offenheit und Ehrlichkeit sprechen, wie ihr es in den »Freien Aufsätzen« gewohnt seid, nur dann wird es gut herauskommen, wenn ich dir den Traum deuten soll. Willst du?"

Greti versichert, sie habe keine Bedenken, sie „geniere" sich nicht, alles zu sagen.

„Was kommt dir denn in den Sinn zu — Puppe?"

„Ich habe eine ganze Anzahl von Puppen gehabt, als ich noch kleiner war. Jetzt frage ich ihnen wirklich wenig mehr nach, und ich habe der Mutter schon vor zwei Jahren gesagt, sie solle mir zu Weihnachten nur nicht etwa noch eine Puppe kaufen.

Einst habe ich auch wirklich eine Puppe aufgeschnitten. Sie war aus Stoff gemacht. Ich hatte sie lange, und sie sah nicht mehr schön aus, es war nicht schade um sie. Die Eltern lachten nur, als sie sahen, was ich mit ihr angerichtet hatte. Damals war ich noch klein, ich hatte eine Schere erwischt, und als man mich beim Auftrennen entdeckte, steckte ich die Holzwolle, es war nur Holzwolle darin, und die Hülle rasch in den Feuerherd."

„Warum hast du sie denn aufgetrennt?"

„Ich wollte sehen, wie sie inwendig aussieht. Es war gerade so wie im Traume, es kam nur Holzwolle heraus. Ich meinte nämlich, ich weiß selber nicht was, ich war einfach gwundrig, was drin sei!"

„Du weißt doch ganz sicher noch, was du meintest, daß drin sei, besinne dich nur recht."

„Vielleicht meinte ich, es seien auch eine Lunge, Leber und Herz drin, wie bei den Kaninchen, wenn man sie schlachtet."

„Hast du denn dabei schon mal zugeschaut?"

„Ja, wir haben doch immer Kaninchen gehabt. Zuerst dauerten sie mich, wenn sie der Vater schlachtete, dann aber nahm es mich wunder, was alles in ihnen drin ist. Es graust mir nicht, Blut zu sehen. Das ist doch interessant, die Bestandteile des Körpers zu schauen. Ich habe oft gedacht, wie es in einem Menschen aussehe."

„Hast du etwa gedacht, es sei nur Holzwolle drin?"

Sie lacht: „Nein, das nicht; ein Lehrer hat mir gesagt, ich habe nur Stroh im Kopf; das ist mir gleich, aber wenn ich aus der Schule bin, so grüße ich den nicht mehr."

„Also ist es dir nicht so gleich, wie du vorgibst."

„Damals haben mich die Andern (Klassengenossen) ausgelacht, und das kann ich nicht ertragen. Wenn man über mich spottet, so werde ich am zornigsten, das vergesse ich einem nie, nie!"

Damit verrät' uns Greti, wie erbittert ihr Haß gegen Bertha sein muß: Greti spottete ja über sie und tat ihr gerade das an, was ihr höchste, unverzeihliche Beleidigung bedeutet. — Doch wir gehen noch nicht auf diesen Gedanken ein.

Bereits haben wir erraten können, daß Greti im Traume mit der Puppe einen Menschen meint, dessen Inneres sie interessiert, und dessen Leib sie öffnet, um seine Organe betrachten zu können.

„Was hast du dir denn gedacht, wie es in einem Menschen aussehe?"

„Wie in einem Kaninchen. Der Vater hat es mir auch gesagt. Aber das weiß man nur von den Ärzten. In der Insel (Spital in Bern) schneiden sie die Leute auf, die gestorben sind. Die Emma S. (eine im Spital verstorbene Mitschülerin) sei auch aufgeschnitten worden, haben die Leute gesagt. Und dann bei den Operationen. Meine Mutter hat sich den Blinddarm operieren lassen. Ich hätte Angst, es mir machen zu lassen, und ich passe immer auf, damit ich mich nicht verkälte."

Es wird uns vorläufig aus den Angaben der Schülerin nicht klar, warum sie in einen Menschen hineinschauen möchte, und warum sie diesen Wunsch im Traume entwertet: „. . . es kam nur Holzwolle heraus, weiter nichts . ."

Im Traume hat sich Greti auf symbolische Art, nämlich, statt an einem Menschen, den sie ja nicht aufschneiden darf, an einer Puppe ihren „medizinischen" Wunsch erfüllt: Das Innere eines Menschen kennen zu lernen.

Will sie sich mit der Entwertung: „Nur Holzwolle, weiter nichts" etwa darüber trösten, daß sie ihren eigentlichen Wunsch, einen Menschen aufzuschneiden und in sein Inneres zu schauen, nicht erfüllen kann? Und hat sie es dabei nicht, wie der Fuchs mit den Trauben, von denen er sagt, sie seien zu sauer? Menschen öffnen, das ist nur den Ärzten gestattet, andere Sterbliche müssen auf solche Wünsche verzichten. Greti wagt ja nicht einmal daran zu denken, daß sie einen Menschen öffnen möchte: sie verschiebt den Wunsch auf die Puppe, und diese zu öffnen, ist „erlaubt." — „. . . die Eltern lachten nur, als sie sahen, was ich angerichtet hatte . ." Der Gedanke, eine Puppe zu öffnen, belastet Greti nicht mit Schuldgefühlen. Offenbar tat dies jedoch der Gedanke, einen Menschen zu öffnen, und das Schuldgefühl ist der Grund, warum der Wunsch auf eine Puppe verschoben wurde.

Wieso ist der Wunsch, in einen Menschen hineinzusehen, so mächtig bei Greti, daß er verdrängt werden muß und sie im Schlafe belästigt? Ich stellte Greti nochmals auf den Traumteil „Puppe" ein.

„Ich bin jetzt wirklich aus dem Alter heraus, wo mich die Puppen noch interessieren. Früher spielte ich sehr gerne damit, jetzt aber lese ich lieber. Sie schel-

ten mich daheim oft deswegen. Die Mutter hat mir schon vorgehalten, ich sei ein Leseratz, sie mag es mir nicht gönnen."

„Was liest du denn?"

„Alles, was ich erwische!"

„Erwischen — was kommt dir dazu in den Sinn?"

„Die Mutter hat mich etwa erwischt, wenn ich auf dem Abort las", lächelt Greti verlegen, „und dann schimpfte sie mit mir."

„Du sagst, du lesest alles, was du erwischest, — was hast du denn schon erwischt?"

„Einmal, als ich allein zu Hause war, nahm ich das Doktorbuch von dem Büchergestell und wollte schauen, was eigentlich darin war. Da waren viele Abbildungen, von denen ich nichts verstand. Und so war ich gleich am Ende des Buches. Da fand ich eine nackte Frau. Man konnte viele Teile auseinandernehmen. Als ich die Sachen so anschaute und ganz vertieft war, hörte ich eine Türe gehen. So schnell ich konnte, schloß ich das Buch und legte es wiederum auf den Ständer. Es war die Mutter, die hinein kam. Sie fragte mich, was ich jetzt immer gemacht habe. Ich sagte, ich habe nur zum Fenster hinausgeschaut. Das Buch rührte ich seitdem nicht mehr an, obschon ich neugierig bin, und zwar manchmal sehr."

„Was wolltest du denn in dem Doktorbuche nachschlagen?"

Greti übergeht zunächst meine Frage und plaudert weiter: „Am Tage nach dem Vorfall mit dem Doktorbuche haben wir Besuch bekommen. Ein Bekannter redete mit dem Vater und sie kamen auf den Gemüsebau zu sprechen. Denn der Mann hatte zwei große Stücke Pflanzland. Der Vater hatte einmal ein kleines Büchlein gekauft über den Gemüsebau. Da sagte er mir, ich solle es schnell holen. Und er beschrieb mir, wo es auf dem Büchergestell liege. Dieses ist an der Wand droben aufgehängt, und ich konnte nicht gut hinauflangen. Da nahm ich einen Stuhl und stand darauf. Da sah ich das schreckliche (Doktor-) Buch wieder, mir klopfte das Herz heftig. Ich ergriff das Büchlein und wollte wieder hinaus. Da fiel ich vom Stuhle und machte am Bein eine blaue Mose (Mal). Das war gewiß die Strafe wegen der Lüge vom Tage vorher. Es reute mich, daß ich das Buch genommen hatte."

„Sie haben mir da eine Frage gestellt." (Was sie im Doktorbuche habe nachschlagen wollen).

„Einmal kam die Hebamme zur Mutter. Nachher las sie oft in dem Buche. Ich wollte auch immer hinein »gwundern«. Da sagte sie mir, es gehe mich noch nichts an, was in dem Buche drin sei. Ich dachte, da ist gewiß etwas von kleinen Kindern drin, und es nahm mich noch viel mehr wunder."

„Warum hast du denn die Frau in dem Doktorbuche auseinandergenommen, fürchtetest du nicht, du könntest sie nicht wieder zusammensetzen?"

„Eben ja!" (Sehr lebhaft) „Aber mich stach der Gwunder so, daß ich die Frau trotz der Angst auseinandernahm!"

„Weshalb nahmst du sie denn auseinander?"

„Ich wollte sehen, wie sie inwendig aussieht."

„Das wußteſt du ja, der Vater hatte dir ja geſagt, es ſei das Gleiche wie bei den Kaninchen!“

„Ich meinte halt — es ſei etwas — — —“

„Ja — —?“

„Ich dachte, man ſehe darin, wie das kleine Kind entſteht, und wo es herauskommt.“

„Weißt du das nicht?“

„Doch!“

„Ja, warum wollteſt du denn dieſe Dinge noch ſehen?“

„Wenn man es geſehen hat, ſo iſt man ſicherer!“

„Wieſo biſt du denn darüber unſicher? Wer hat dir Auskunft gegeben, der Vater, die Mutter?“

„Ich habe die Eltern gefragt, als man da ſo viel darüber ſchwätzen hörte und nicht wußte, was wahr war. Aber ſie ſagten, das ſei noch nichts für mich, ich vernehme darüber noch früh genug. Da bin ich zornig geworden und dachte, die frage ich nie mehr. Aber es machte mir auch Angſt, zu fragen, ich dachte, das ſei etwas Geheimes, und nur die Großen wiſſen davon. Und wenn ſpäter die Mutter davon anfangen wollte, ſo ſagte ich, ſie brauche mir darüber nichts mehr zu berichten, denn ich wüßte es ſchon und ich hätte es nicht mehr nötig.“

„Wieſo denn hatteſt du es nicht mehr nötig?“

„Die Kameradinnen ſagten es mir. Und dann ſah man ja auch etwa Hunde oder Stiere — — ich dachte: Wenn du es mir früher nicht haſt ſagen wollen, ſo gib dir jetzt nur keine Mühe, von dir will ich es jetzt auch nicht mehr wiſſen. Ich dachte, am Ende will ſie mir wieder vom Storche erzählen, oder man kaufe die Kinder bei der Hebamme!“

Gretis Wiſſensdurſt und Leſewut zielen alſo letzten Endes nach dem Wiſſen um die ſexuellen Geheimniſſe der Erwachſenen. Weil die Eltern ihre neugierigen Fragen nicht beantworten wollten, ſuchte ſich ihr Töchterchen in Büchern Aufſchluß, aber als es dann das Buch fand, worin es ſeine Neugier hätte befriedigen können, empfand es dunkle Angſt, als ob es etwas Böſes gemacht hätte.

Wenn wir das zu Tage geförderte Material zum Traume überblicken, ſo könnten wir deuten:

„Ich verſchaffe mir ſelber das Wiſſen über die Menſchwerdung. Der Mutter, die mich darüber aufklären möchte, trotze ich und gebe ihr die Antwort, ſie könne ſich ihre Mühe ſparen, es ſei nicht nötig, es intereſſiere mich nicht.“

Das Aufſchneiden der Puppe im Traume könnte dem Auseinandernehmen der anatomiſchen Figur im Doktorbuche gleichgeſetzt ſein, ſicher iſt, daß dieſe Tat Erinnerungen an das einſt real erlebte Auftrennen einer Puppe wachrief, denn ſonſt wären dieſe nicht jetzt im Zuſammenhange mit dem aktuellen Erleben, dem Hervornehmen des Arztbuches, als Einfall produziert und im Traume direkt verwendet worden.

„Wann iſt denn das mit dem Doktorbuche paſſiert?“

Greti hat uns mitgeteilt, es ſei „einſt paſſiert“. Nun vernehmen wir, daß es gar nicht ſo lange her iſt: es war einige Tage vor dem Traum.

Aus analogen Fällen kann ich mitteilen, daß Kinder ſolche Dinge, die ihnen das Gewiſſen belaſten, gerne zeitlich rückwärts ſchieben. „Es iſt ſchon lange ſeither!“ ſagen ſie und es iſt ihnen dabei, als ob die zeitliche Diſtanz ſie moraliſch erleichtere. Die Vergrößerung des zeitlichen Abſtandes beweiſt auch den mehr oder minder bewußten Willen, über den Dingen zu ſtehen. Häufig fügen die Kinder, als ob ſie ſich damit entſchuldigen oder ſelber belächeln wollten, den Satz bei: „Ich war ja damals noch klein!“ Sie wollen damit ſagen, wenn ſie größer und älter geweſen wären, ſo wären jene Dinge nicht paſſiert, die ſie nun belaſten.

Wenn Greti den Vorfall mit dem Doktorbuche zuerſt zeitlich in die weite Vergangenheit zurückſchob, ſo dürften wir daran erkennen, welch ein Kampf zwiſchen Trieb-Ich und Gewiſſens-Ich in ihr tobte.

„Alſo: am Samstag haſt du das Buch genommen, wie du dann am Dienstag nachher deinen Puppentraum geträumt haſt — wo war denn die Mutter?

„Das weiß ich nicht ſicher.“

„Nicht ſicher? — Alſo haſt du dir was gedacht! Was weißt du denn unſicher? Was haſt du vermutet?“

„Ich dachte: ſie geht zur Hebamme und will es mir nicht ſagen!“

„Warum kamſt du auf dieſen Gedanken?“

„Ich kam eigentlich erſt am Sonntag ſo recht drauf. Da hat mich die Mutter am Abend, als wir abwaſchten, ſo gefragt, wie es wäre und was ich dazu ſagen würde, — ſo wie die Katze um den heißen Brei, ich ärgerte mich — wenn ſie und der Vater noch ein kleines Geſchwiſterchen kaufen würden. Ich dachte, »kaufen«, das iſt gut. Ich hatte ja ſchon lange geſehen: daß ſie einen dicken Leib hat. Aber ich ließ mir nichts anmerken und ſagte, es ſei nicht nötig, wir hätten ja genug Kinder.“

„Du möchteſt alſo kein Geſchwiſterchen?“

Greti erſchrickt ob dieſer Frage. Dann faßt ſie ſich und meint: „O doch, ich hätte ja ganz gern noch ein Geſchwiſterchen. Aber wir ſind nicht reich, und wenn man etwas nötig hat, ſo ſchimpfen ſie zu Hauſe. Erſt, wenn noch ein Kind da iſt.“

Nun ſind wir auf einen neuen Gedanken des Traumes geſtoßen: Auf den Neid der Geſchwiſter. Greti wehrt ſich im Traume gegen das zu erwartende Geſchwiſterchen, welches ſie, wie ſie befürchtet, in der Liebe der Eltern beeinträchtigen könnte. Die elterliche Liebe iſt dargeſtellt und umſchrieben in den Worten: „Wenn man etwas nötig hat“. Gretis Befürchtungen ſind durchaus berechtigt. Ein neuangekommenes Kind beanſprucht die Aufmerkſamkeit der Eltern in einem Maße, das den andern Kindern auffallen muß. Dieſe empfinden die Tatſache mehr oder weniger bewußt als peinlich und ſchmerzlich, und es iſt nichts Merkwürdiges, wenn ſie den kleinen Störer wegwünſchen. Aber auch dann, wenn ſie dem Eindringling zunächſt feindlich geſinnt ſind, hat die Liebe gleichzeitig in ihrem Herzen Platz, Abneigung und Zuneigung laufen nebeneinander. Dieſer gleichzeitige Verlauf zweier entgegengeſetzter Gefühlsſtrebungen iſt als Ambivalenz bekannt.

Der neuentdeckte Sinn des Traumes heißt also:

„Die Mutter braucht keine neue Puppe (kein neues Kind) mehr zu »kaufen«, es ist nicht nötig, ich habe keine Freude daran. Wenn sie trotzdem eines kauft, so werde ich es beseitigen, und zwar auf gleiche Weise, wie ich einst die Puppe beseitigt habe."

Erinnern wir uns an das Verschreiben Gretis: „Ich habe keine Freude an mehr Puppen" (statt: „mehr an Puppen"), so ist uns die kleine Fehlhandlung ohne weiteres verständlich. Sie heißt, Greti wolle keine Geschwister mehr.

Man darf Greti nicht als eine kriminell Veranlagte betrachten, weil sie Beseitigungswünsche gegen ein zukünftiges Geschwisterchen hegt. Solche Wünsche können in jeder Kinderstube beobachtet werden. „Wo viel Liebe, da ist viel Haß!" sagt ein tiefsinniges Sprichwort. Und wir finden die Gefühlsambivalenz durchaus nicht nur etwa bei Kindern und bei Schizophrenen, obschon sie bei diesen Menschen vielleicht deutlicher und offener zum Vorschein kommt als beim Erwachsenen und normalen Kulturmenschen. Immerhin sei daran erinnert, daß jeder Vater mehr oder weniger auf ein zukünftiges Kind eifersüchtig ist. Er fühlt, es wird ihm einen Teil der Liebe und der Zeit, die seine Frau ihm widmen könnte, wegnehmen. Aber auch jede Mutter hat irgend einmal, während sie das Kind unter ihrem Herzen trägt, den Gedanken, es behindere sie und werde sie als Säugling noch lange Zeit Entbehrungen durchmachen lassen, so sehr sie sich auf das Kind freut. Gefühle sind nie nur mit einem Vorzeichen versehen, und wo Licht ist, ist auch Schatten. Aber wir sind immer geneigt, vom Lichte geblendet zu sein, besonders dann, wenn es sich um unser eigenes Licht handelt. Wir fürchten uns davor, einzugestehen, daß auch das Böse in uns schlummert, und wir sind immer gerne bereit, in anderen den eigenen Feind zu bekämpfen.

Wir wollen Greti um ihrer Beseitigungswünsche willen nicht verurteilen, auch wenn wir die eigenen Todeswünsche unserer Kindheit längst vergessen haben, weil wir sie als gewissenswidrig erkannten und nicht länger ertrugen. (Nietzsche: „Das habe ich getan, sagt mein Gedächtnis. Das kann ich nicht getan haben, sagt mein Stolz und bleibt unerbittlich. Endlich gibt das Gedächtnis nach.")

Schon lange hat der Leser sich wohl gefragt, wieso wir am Beginne unserer Arbeit die Behauptung aufgestellt haben, der Traum führe mitten ins Problem der Mädchenfeindschaft hinein.

Wir haben gesehen, Greti verschiebt ihre Gefühle und Wünsche im Traume auf die Puppe.

Fällt uns da in ihrem realen Erleben nicht eine ähnliche Verschiebung von Gefühlen auf?

Die Situation bei Greti zu Hause und diejenige in der Schule stehen in einer Parallele. Auch in der Schule ist ja eine Neuangekommene, die Bertha. Greti hat nun gleichsam erfahren, was sie zu Hause auch zu erwarten hat: Der Lehrer richtete sein Interesse auf die „Neue" und Greti fühlte sich vernachlässigt und zurückgesetzt. Ebenso würden die Eltern tun, wenn das Geschwisterchen auf

die Welt gekommen ſein wird. Bertha weckte ihre Eiferſucht. Greti fühlte aus der Konſtellation zu Hauſe heraus alles viel empfindſamer, was in der Schule mit der „Neuen“ vorging, darum wehrte ſie ſich auch energiſcher als die Mitſchülerinnen, denen nicht die „freudige“ Ankunft eines Geſchwiſterchens bevorſtand.

Greti hat nun ihre ablehnenden Gefühle gegen das neue Geſchwiſterchen auf die neue Mitſchülerin verſchoben. Die Abneigung gegen das erwartete Geſchwiſter, die in einer Andeutung bei der Beſprechung mit der Mutter („es ſei nicht nötig, wir hätten ja genug Kinder“) zur Sprache kam und mit der Armut der Familie rationaliſiert wurde („Wir ſind nicht reich, wenn man etwas nötig hat, ſo ſchimpfen ſie zu Hauſe“), konnte nicht im Bewußtſein verbleiben, weil ſie von Gretis Ich und ihrem Gewiſſen nicht anerkannt wurde. Sie wußte: ein Geſchwiſterchen wird kommen, daran kann ſie nichts ändern. Ihr moraliſches Ich verlangte von ihr, daß ſie ihre, gegen das zukünftige Geſchwiſterchen gerichteten agreſſiven Gedanken unterdrücke und gar nicht aufkommen laſſe. Sie wollte dem kleinen Menſchen gegenüber lieb und artig ſein und nur Freude an ihm empfinden.

Aber aus dem Unbewußten wirkten die Ablehnungsgefühle weiter. An der neueingetretenen Schülerin Bertha fanden ſie nun ein unverdächtiges Objekt, woran ſie ſich austoben konnten. Das ambivalente Liebe-Haß-Gefühl, das dem Geſchwiſterchen galt, iſt gleichſam aufgeſpalten in zwei Einheiten mit zwei verſchiedenen Objekten. Man könnte ſagen, Greti haßt Bertha, um ihr zukünftiges Geſchwiſterchen um ſo ungeteilter lieben zu können. Aber ſie weiß nicht, was ſie tut.

Daß Greti ihr Geſchwiſterchen, den Traum und die neue Mitſchülerin miteinander in Verbindung bringt, dafür haben wir den Beweis in den Ausſprüchen, die ſie gegen Bertha fallen läßt: man ſolle ſie (wie es einſt mit der wirklich aufgetrennten Puppe geſchah) auf den Kehricht oder ins Feuer werfen.

Ich hätte wahrſcheinlich auf Umwegen und bei weiteren Beſprechungen noch andere direkte Anknüpfungspunkte zu Gretis Verhältnis mit Bertha finden können. Wenn ich dies getan hätte, ſo würde mir hier die Beweisführung leichter. Wer von den Lehren Freud's nichts weiß, dem mag es gewagt und befremdlich erſcheinen, zu hören, daß ich nun Greti ohne weiteres auf die Zuſammenhänge aufmerkſam machte, nachdem ſie mir auf mein Befragen hin beſtätigte, ſie habe den Ausſpruch getan, man ſolle Bertha auf den Kehricht werfen oder verbrennen.

Mein unmittelbares Vorgehen liegt darin begründet, daß ich meiner Sache ganz ſicher war, und daß ich aus praktiſchen Gründen dem Mädchenſtreite endlich ein Ende ſetzen wollte.

Der Erfolg? Der Streit hörte ſofort auf, und ſchon nach zwei Tagen ſah ich Greti gemeinſam mit anderen Schülerinnen und Bertha auf dem Schulhofe ſpielen. Dieſer Erfolg kann als Beweis dienen, daß ich mich nicht geirrt hatte.

Hatte ſich nun die Haßregung nicht neuerdings gegen das Geſchwiſterchen gewendet? wird man mich fragen. Nein! Sie war ja jetzt Gretis Bewußtſein zu-

gänglich und konnte dort irgendwie — vielleicht in vermehrter Liebe aus Schuldgefühl und als Reaktionsbildung — verarbeitet werden. Als Beweis sei hier noch ein Aufsatz mitgeteilt, der wiederum freiwillig niedergeschrieben worden ist:

„Letzten Donnerstag bekamen wir ein kleines, gesundes Schwesterchen. Am Morgen war die Mutter nicht recht wohl. Ich wollte zuerst daheim bleiben. Die Mutter aber sagte, ich solle (zur Schule) gehen. Ich hatte aber meine Gedanken nicht in der Schule. Ich dachte immer an die Mutter und machte dumme Pläne. Am Mittag ging es ihr besser. Gegen Abend bekam sie aber wieder Schmerzen. Sie mochte fast nicht warten, bis der Vater heimkam. Er aß aber nicht, sondern holte Frau X. (die Hebamme). Ich bekam große Angst und machte alles verkehrt. Ich hörte, wie die Mutter Schmerzenstöne ausstieß. Vor Aufregung konnte ich meine Aufgaben nicht machen. Ich ging in den Abort und weinte vor Angst. Um $7^1/_2$ Uhr kam das Kind zur Welt. Der Mutter geht es gottlob wieder besser."

Ich schrieb Greti ins Heft: „Was für dumme Pläne?"

Sie schrieb zur Antwort: „Ich stellte mir die Sache gefährlich vor. Ich dachte, wenn die Mutter jetzt sterben würde,und das Kind lebte, so müßte ich dann die Haushaltung machen. Ich stellte mir alles als eine Schweinerei vor und hatte einen Haß auf den Vater."

Greti ist in der Folge ihrer kleinen Schwester ein gutes „Mütterchen" geworden, ich traf sie oft an, wenn sie in ihrer freien Zeit mit der Jüngsten spazierte oder sie im neuen Kinderwagen stolz herumführte. Sie zeigte immer laute Freude an der Kleinen, die sie betreuen durfte.

Zu Gretis Traume möchte ich noch einige Bemerkungen hinzufügen, die mehr erfühlt sind, als daß sie aus den Einfällen der Träumerin strenge bewiesen werden könnten. Sie mögen für denjenigen, der die Psychoanalyse nicht kennt, vielleicht unnötig oder schematisch erscheinen, aber da sie zur praktischen Seite meiner Arbeit nichts beifügen, so mag er darüber hinweglesen, wenn sie ihm ungenießbar erscheinen.

Greti bezeichnet die anatomische Figur im Doktorbuche, die sie öffnet, wie die Puppe im Traum, als „Frau". Warum nicht als Mensch? Wir vernehmen von einer Frau, die aufgeschnitten wurde: es ist die Mutter, an der die Ärzte eine Blinddarmoperation vornahmen. Greti hat beobachtet, daß ihre Mutter einen dicken Leib bekam — sollte der Wunsch Gretis, einen Menschen zu öffnen, etwa auf die gravide Mutter gehn? Wünscht sie, daß bei ihr, statt eines Kindes, nur etwas Wertloses, Nebensächliches, nur „Holzwolle" herauskomme?

Unter dem Eindrucke des letzten „Freien Aufsatzes" dürften wir diese Fragen alle bejahen, denn wir finden in der Angst, die Mutter könnte sterben, und Greti „müsse" dann die Haushaltung machen, den weiblichen Oedipus verborgen, der die Mutter umbringt und an ihrer Stelle neben dem Vater lebt. Wir erinnern uns auch Gretis Ausspruches, daß es eine „alte" Puppe war, die sie aufschnitt.

Wir haben nun eine neue Quelle des Hasses aufgedeckt, der sich im Verhältnis zu Bertha äußerte. Greti hatte sich in der Schule mit den von vornherein dagewesenen Nebenbuhlerinnen um das Interesse und die Liebe des Lehrers ab-

gefunden, aber eine neue wollte ſie nicht dulden. So wie ſie die Mutter wegwünſchte, um den Vater allein zu beſitzen, ſo wünſchte ſie Bertha weg, um mit ihr nicht meine Zuneigung teilen zu müſſen.

Eine Mitſchülerin (Emma S.) iſt im Spital aufgeſchnitten worden, nachdem ſie geſtorben war. Das Unbewußte Gretis macht die Gleichung: Emma S.-Bertha -Geſchwiſterchen-Mutter-Ich. Wir haben im letzten Aufſatze deutlich geſehen, daß ſich Greti mit ihrer Mutter identifiziert. (Wenn die Mutter ſtürbe, ſo müßte ſie an ihrer Stelle die Haushaltung machen. Eine Identifikation machte ſich ſchon damals bemerkbar, als uns Greti erzählte, ſie habe — wie die Mutter — im Doktorbuche leſen wollen. Aus der Identifikation mit den Objekten, die Greti tot wünſcht, iſt das Schuldgefühl und die Angſt erklärlich, die bei der Geburt empfunden wird: nach dem Geſetze des Talion trifft nun der Todeswunſch, der dem Geſchwiſterchen und der Mutter gilt, Greti ſelber.

So nebenbei haben wir vernommen oder zwiſchen den Ausſagen Gretis heraushören können, wie die Gaſſenaufklärung die Gedanken verwirrt, und wie notwendig eine zeitgemäße, frühe und ſchonende Aufklärung durch die Eltern iſt, wenn das Vertrauensverhältnis nicht geſtört werden ſoll.

Gewiß iſt weder alles reſtlos unterſucht noch vor Greti aufgeklärt worden. Aber das gehörte ja nicht zu dem Ziele, das ich erreichen wollte: die Behebung des leidigen Mädchenſtreites, der dem Unterricht hinderlich war, und der wirklich organiſch und nicht nur durch ein Kommando und durch Zwang erledigt werden ſollte.

Es hätte für mich ſicherlich viel weniger geiſtigen Aufwand und Zeit gebraucht, die ſtreitenden Kinder zu mir kommen zu laſſen und ihnen nach einer ſogenannten „Unterſuchung" zu befehlen: „So, gebt einander die Hände, fertig, die Sache iſt erledigt, und wenn ich noch ſehe, daß ihr mit Bertha Streit habt und ſie von euch ausſchließt, ſo muß ich euch beſtrafen!"

Vielleicht zeigt gerade dieſes Beiſpiel, wie brutal im Grunde genommen ſolche Behandlung wäre. Denn mit einem Befehle wäre die innerliche, ſeeliſche Dispoſition zu dem Mädchenzanke durchaus nicht aufgehoben worden, nur die Faſſade. Nur das Sichtbare, nicht aber die Begründung. Ich hätte, befehlend, nicht e r z o g e n gehabt, ſondern d r e ſ ſ i e r t. Und bei dreſſierten Beſtien iſt man nie ſicher, wann die Dreſſur wie ſchlechter Firniß abfällt und die Wildheit von neuem hervorbricht.

Mit der Erledigung des Streites — es war gar nicht nötig, daß ich mit den übrigen Teilnehmerinnen noch beſondere Rückſprache nahm, Greti war ja ihr Leithammel, und als ſie mit Bertha zu verkehren anfing, taten es die andern wie ſelbſtverſtändlich auch — waren auch die intellektuellen Schwierigkeiten, die ich vorher wahrgenommen hatte, beſeitigt.

I n t e l l e k t u e l l e L e i ſ t u n g e n h ä n g e n d u r ch a u s n i c h t ſ o ſ e h r n u r v o m L e r n w i l l e n u n d v o m I n t e l l e k t e ſ e l b e r a b, e s k ö n n e n A f f e k t ſ t ö r u n g e n h e m m e n d w i r k e n. Greti hat uns ſolche vorübergehende Störungen gezeigt: während der Geburt konnte ſie in der Schule nicht aufpaſſen und zu Hauſe keine Aufgaben machen.

„Solche Sachen gehören nicht in die Schule!" ſagt mir vielleicht jemand voller Entrüſtung. Ich kann darauf nichts erwidern. Wenn er nicht einſieht, daß „ſolche Sachen" oder deren Folgen Schule und Unterricht beeinträchtigen und deshalb auch dazu gehören, bezw. eingehender Beſprechung wert ſind, den wird auch die getifteltſte Diskuſſion nicht überzeugen: da ſchieben ſich eben auch Affektſtörungen vor, die ſich im Gewande einer wiſſenſchaftlichen Dogmatik wie okjektive Erkenntnis ausgeben.

Es handelte ſich für mich darum, die inneren Grundlagen der Erſcheinungen zu ändern, und darum bedurfte ich der Kenntnis der dynamiſchen Kräfteverhältniſſe, die ſie zuwege brachten. Die Erſcheinungen ſelber änderten ſich dann ohne mein Zutun.

Betrachtungen aus dem Leben des Kindes[1])

Ein kleiner Ödipus

Aus den Aufzeichnungen einer Mutter

Der kleine Paul iſt vier Jahre alt. Er liebt es, während der Abweſenheit des Vaters in deſſen Bett zu ſchlafen. Einmal ſagte er zu ſeiner Mutter: „Mutter, wenn ich groß bin, werde ich dich heiraten." Die Mutter wendet ein: „Ja, und der Vater?" Prompt erwidert der Kleine: „Ach, der iſt dann längſt geſtorben."

Eines Tages klagte die Mutter über Kopfſchmerzen. Der Kleine ſucht ſie zu tröſten und ſagt: „Weißt du, Mutter, wenn ich groß bin, dann werde ich ein Doktor und mache dich geſund." Ein anderesmal will er Schuhmacher werden, um die Mutter mit neuen Schuhen verſorgen zu können, auch König will er werden und ihr Schlöſſer bauen, überhaupt, wenn die Mutter etwas zu klagen hat, ſo weiß er ſofort Rat. Er iſt der Mann, der die Mutter in keiner Weiſe leiden läßt, alſo dem Vater vorzuziehen wäre.

Der Vater war einige Tage abweſend. Als er zurückkehrte, fand er Paul in ſeinem Bett. Er hebt ihn ruhig heraus und legt ihn in ſein eigenes Bettchen. Der Kleine wird wütend, im Halbſchlaf ſtößt er den Vater weg und ruft: „Geh fort!"

Am andern Tag ſpielt er fröhlich mit ſeinen Bauklötzchen. Der Vater kommt hinzu und fragt ihn, was er da baue, worauf er ſagt: „Ein Grab, ja, ein Grab für dich."

Ein andermal iſt Paul mit Zeichnen beſchäftigt. Er hat zwei Grabkreuze gezeichnet und das erſte mit einem, das zweite mit zwei Kränzen verziert. Er hatte die Namen ſeiner Geſchwiſter, ſowie „Vater" und „Mutter" in römiſchen Buch-

---

[1]) An dieſer Stelle möchten wir regelmäßig Beobachtungen an Kindern veröffentlichen. Wir bitten unſere Leſer um freundliche Mitwirkung.

ſtaben ſchreiben gelernt. Unter das erſte Grabkreuz ſchreibt er den Namen ſeines Bruders, unter das zweite „Vater“. Der Vater fragt ihn, warum er für ſeinen Bruder ein Kreuz gezeichnet habe, worauf er meint: „Ja, weißt du, der Max iſt halt böſe, ich wollte heute das Märchenbuch von ihm haben, aber er hat es mir nicht gegeben.“ Der Vater erinnerte ſich, daß vormittags der Kleine zu ihm kam und Geld bettelte, um Schokolade zu kaufen. Als er ihn abwies, war Paul ſehr ungehalten und ging nicht eben leiſe zum Zimmer hinaus. Der Vater fragt nun nicht weiter, warum er auch ein Kreuz bekommen habe, ſondern bloß, weshalb er mit zwei Kränzen bedacht worden ſei. Darauf der Kleine: „Weil du ein ſo Lieber biſt.“

Der Kleine hält ſich gerne im Arbeitszimmer des Vaters auf und ahmt ihn in ſeinem Spiele nach. Dort ſteigt er eines Tages auf einen Stuhl und ſagt: „Schau, Vater, ich bin größer als du.“ Ein andermal ſtellt er ſich vor ihn hin, hält die Hand in die Höhe und erklärt: „Jetzt biſt du ſo groß.“ Dann läßt er die Hand immer tiefer ſinken bis zum Boden und meint dazu: „Dann wächſeſt du ſo und ſo und ſo und ſo und dann — dann iſt nichts mehr.“

Die Mutter und der Kleine ſind in eifrigem Geſpräch. Als die Mutter etwas länger ſchweigt, wendet er ſich vorwurfsvoll mit den Worten an ſie: „Du denkſt wohl wieder an ihn!“

Warum Hilde ihren Vater wegwünſcht

Mitgeteilt von Ernſt Schneider

Eines Tages ſtellt ſich die vierjährige Hilde vor mich hin und fragt mich mit einem Gemiſch von Harmloſigkeit und Verſchmitztheit: „Vater, wann gehſt du nach Amerika?“ „Warum ſoll ich nach Amerika gehen?“ — Sie ſchweigt und geht weg, kehrt aber bald wieder zurück und ſetzt fort: „Nicht wahr, wenn man nach Amerika geht, ſo muß man in ein Schiff ſteigen?“ — „Ja, das muß man.“ — Wieder geht die Kleine weg, um abermals zurückzukehren: „Nicht wahr, wenn man in einem Schiff iſt, ſo kommt ein großer Walfiſch und verſchlingt alles?“ —

Ich konnte keinen Grund ausfindig machen, warum mich Hilde weg haben wollte, bis mir meine Frau ſagte, die Kleine ſei vor kurzem bei ihr geweſen und hätte ſie gebeten, wieder einmal ihre Lieblingsſpeiſe, Omlettes, zu backen. Darauf hätte ſie geantwortet: „Ja, das nächſte Mal, wenn der Vater nicht da ſein wird.“ —

Hilde läßt mich auf immer verreiſen, um immer ihre Lieblingsſpeiſe bekommen zu können.

Berichte

Die Begabung im Lichte der Psychoanalyse*)

Von Dr. Imre Hermann, Budapest

Warum es Begabung überhaupt gibt, warum also zur Vollführung einer Aufgabe nicht jeder gleich fähig ist, sondern nur Einige, eben die Begabten, wie „gewachsen" für gewisse Aufgaben sind, ist im Grunde eine Frage der Biologie und bildet einen Teil des Variabilitätsproblems. Ist nun eine psychologische Lehre biologisch fundiert, so besitzt sie Angriffspunkte, von welchen aus die biologische Frage, wenn auch nur in ihrer Transposition ins Psychische, der Lösung näher gebracht werden kann. Auch die Sexualität muß vom biologischen Gesichtspunkte aus erforscht werden, doch durch den biologisch-psychologischen Grenzbegriff des Triebes und dessen psychologische Analyse gelang es Freud, tief in den Aufbau des Sexuallebens einzublicken.

Die Notwendigkeit der biologischen Orientierung in der Begabungsfrage wird schon dadurch fühlbar, daß es sich häufig um vererbbare Eigenschaften handelt. Aber eben hier wird auch die Berechtigung eines psychogenetischen Standpunktes mit Ermöglichung des analysierenden Verfahrens fühlbar. Denn kommen auch in derselben Familie mehrere Fälle von Begabungen vor, ist damit schon gesagt, daß es die „fertige" Begabung ist, welche „vererbt" oder wenigstens mitgebracht wird? Oft kommt es vor, daß sich in einer Familie nicht stets dieselbe Begabung wiederholt, sondern verschiedene Begabungsarten in Erscheinung treten, der eine ist Mathematiker, der andere Musiker, der dritte Maler. Unterscheiden wir hier, wie es in der Psychoanalyse auch sonst üblich ist, latente und manifeste Erscheinungsformen, so haben wir schon Raum gewonnen für die Verfolgung eines psychogenetischen Entfaltungsweges, von den latenten Grundlagen, die sich im Unbewußten des Subjektes objektiv verborgen auswirken, zu der manifesten, unter Aufsicht des Bewußtseins wirkenden, sich dem Außenstehenden in der Leistung kundgebenden Begabungsform.

Der Unterschied zwischen der normalpsychologischen Analyse und der psychoanalytischen Betrachtung der Begabung besteht im Folgenden: Die normalpsychologische Forschungsweise zerreißt die Begabung in Teilfähigkeiten, die sich jedoch in derselben psychischen Ebene entfalten, z. B. bei der zeichnerischen Begabung, Form- und Konstruktionsgefühl, Geschmack und Phantasie, Raumvorstellung und Farbenempfindung; — bei der musikalischen Begabung rhythmisches Gefühl, absolutes, relatives Gehör, Fähigkeit zum Transponieren usw.; die psychoanalytische Betrachtung will hingegen latente [1]), ev. das Biologische streifende Wurzeln namhaft machen und den psychischen Weg, die dynamische Umwandlung dieser latenten Wurzeln bis zur Aktualisierung in der Begabung verfolgen [2]). Die dynamische Betrachtungsweise, d. h. der Aufbau aus gesetzmäßig-wandlungsfähigen Grundlagen, unterscheidet die psychoanalytische Auffassung auch von physiologischen Theorien (Gehirnlokalisation).

Damit ist jedoch nur das Programm und nicht die Leistung der Psychoanalyse gekennzeichnet. Latente Wurzeln festzustellen, Grundlagen, welche ins Biologische reichen, muß, beim heutigen Stand unserer Wissenschaft, den Stempel des Vorläufigen an sich tragen. Wird etwas heute als Grund-

*) Anmerkung der Schriftleitung: Da wir neben einführenden Aufsätzen auch ab und zu mehr fachwissenschaftliche Aufsätze bringen, empfiehlt es sich für den Neuling, grundlegende Werke über die Psychoanalyse zu lesen (s. S. 63 Heft 2: „Einführungsschriften"). Zahlreiche Fremdwörter der psychoanalytischen Literatur sind im Fremdwörterverzeichnis des „Psychoanalytischen Volksbuchs" erklärt.

[1]) „Latent" bedeutet hier also nicht das verborgene Vorhandensein der zur Zeit nicht manifesten Begabung. Mit der Gegenüberstellung latent-manifest soll hier dasselbe wie in der Traumdeutung gemeint sein.

[2]) Hermann: Beiträge zur Psychogenese der zeichnerischen Begabung. Imago, Bd. VIII. 1922.

lage feftgeftellt, fo ift nicht vorauszufehen, ob ein nächfter Schritt die Wurzeln nicht noch weiter zurückverlegen wird. Deswegen find auch die diesbezüglichen Forfchungen fpäteren Datums als diejenigen, welche — die Grundlagen unbekannt gelaffen — die pfychifchen Motive ausfindig machen, womit bei Vorhandenfein der latenten Begabungsgrundlagen das Inerfcheinungtreten der Begabung verftändlich wird.

So betrachtet foll die Begabung als „Symptom" aufgefaßt werden, ähnlich den neurotifchen Symptomen, und man fragt, was diefes Symptom der Begabung fürs Ganze des Individuums zu bedeuten hat. Die erfte Antwort lautet, daß auch die Begabung eine Befriedigung mit fich bringt, eine Selbftbefriedigung des narzißtifchen Ich. Der Begabte liebt fich in feinem Werk und läßt fich durch fein Werk von den Mitmenfchen lieben. Kraß erleben das die künftlerifch Begabten, die ihre Kunft geradezu als Lockfpeife benützen, um die Gunft des geliebten Gefchlechts, die fie aus neurotifchen Gründen fonft nicht erringen können, an fich zu ziehen[1]). Auch Kinder find die Werke und werden vom Meifter als Kinder geliebt (weswegen die Produktion oft als transponierte Geburt aufzufaffen ift, fo kann die Produktion auch fchmerzlich fein, neben der luftvollen Befriedigung kann die Begabung auch Unluft verfchulden[2]): Sie ift eben eine Kompromißbildung, wie auch jedes neurotifche Symptom). Verdrängte unbewußte Phantafien können in den Werken der Begabten durch eine Art Verfchiebung realifiert werden, das Antlitz der im Unbewußten heißgeliebten Mutter erfcheint in malerifcher Darftellung[3]), das Verhältnis zum Vater im ftreng philofophifchen Werk von J. St. Mill, das Mutter-Kind-Verhältnis im pfychophyfifchen Lehrgebäude von G. Th. Fechner[4]), der Oedipus-Komplex in der Gartenkunft[5]).

Wie die aufgezählten, finngebenden Motive, können gewiffe pfychifche Schickfale fördernd, als Motor für die Begabungsentfaltung dienen. Der Verluft der geliebten Mutter kann zum Ausdruck drängen, das Erlebnis fchreckhafter Ereigniffe kann das Innere der Seele zur Selbftentfaltung zwingen, wie auch die durch gewisse Libido-Schickfale hervorgerufene Identifizierung mit dem begabten Vater und die darin liegende Aufforderung zum Wettkampf latente Grundlagen manifeft werden und hoch in die Höhe fchießen laffen kann. Aber auch das Gegenteil ift zu beobachten: Hemmung von Begabung, Latentbleiben oder andersartige Verwendung ihrer Grundlagen infolge gewiffer, die ganze Perfon betreffender Schickfalsereigniffe, Libido-Schickfale.

Die Bildung des Ich-Ideals, Über-Ichs, deren Weg durch die Pfychoanalyfe aufgedeckt wurde, wird nicht nur beeinflußt durch die Begabungsart (ein organifatorifch Begabter wird fich einen Politiker, einen Heerführer zum Ideal wählen), fondern fie greift auch, fördernd oder hemmend, in den Weg der Begabungsentfaltung tatkräftig ein (gegenfeitig fteigernde Wechfelwirkung). Nebenbei bemerkt, müffen Identifizierung und Idealbildung bei der Vererbungsforfchung ftets in Betracht gezogen werden[6]).

Schon im bisherigen inbegriffen, doch auch ifoliert betrachtenswert ift die Rolle des Intereffes. Oft fteht ja die Sachlage fo, daß man fich fchon als Kind dafür intereffiert, wozu man Begabung hat (Mufik, Mathematik), — oft ift aber der Weg, der das Intereffe zum Gegenftande oder zur Art der Betätigung führt, pfychologifch zu verfolgen, fo das Intereffe für Zoologie durch das Intereffe des Kindes für Tiere auf Grund einer verfchobenen, drängenden Sexualforfchung, oder die Frageluft überhaupt aus derfelben Urfache (woher kommt das Kind?) in der Verfchiebung und Verallgemeinerung als unbewußtes Motiv eines Forfchers[7]). Auch können gewiffe Triebe einen Gegenftand

[1]) Freud: Formulierungen über die zwei Prinzipien des pfychifchen Gefchehens. Gefammelte Schriften Bd. V., O. Rank: Der Künstler, Imago-Bücher I.

[2]) O. Rank: Das Trauma der Geburt, Int. Pfa. Bibl. XIV. 1924.

[3]) Freud: Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci, Gef. Schriften, Bd. IX.

[4]) Hermann: Wie die Evidenz wiffenfchaftlicher Thefen entfteht? Imago, Bd. IX. 1923. — Derf.: G. Th. Fechner. Imago, Bd. XI. 1925.

[5]) H. Kuhnen: Pfychoanalyfe und Baukunft, Imago, Bd. X. 1924.

[6]) M. Klein: Zur Frühanalyfe, Imago, Bd IX. 1923.

[7]) Freud: Eine Kindheitserinnerung ufw.

hervorheben laſſen, ſo der Sadismus die Tierwelt (Darwin), — oder auch die Furcht (z. B. vor den Spinnen bei Joh. Müller, der nach ihrer Überwindung eine äußerſt gelobte Studie über die Spinnen erſcheinen ließ). Der drohende Verluſt der Beſetzung der äußeren Realität kann eine narzißtiſche Intereſſebeſetzung der innen aufrichtbaren Realität nach ſich ziehen (mathematiſche Begabung [1]).

Daß hier, wie bei allen aufgezählten Motivationsmöglichkeiten, eine Begabung oder latente Begabungsgrundlagen ſchon vorhanden waren, laſſen wir gerne zu, behaupten wir ja ſelbſt. Damit ſtehen wir aber vor der zwingenden Frage, was denn dieſe letzten Begabungsgrundlagen wären. Wie bekannt, beantwortete A. Adler dieſe Frage mit der Aufſtellung der Organminderwertigkeitslehre. Ein minderwertiges Organ dränge zur Mehrleiſtung [2]). Dieſe, noch aus der pſychoanalytiſchen Periode Adlers ſtammende Erklärungsweiſe iſt jedoch in dieſer Faſſung zu einſeitig, allein der Verweis auf Organe und das Dynamiſche in der Erklärung entſpricht der pſychoanalytiſchen Denkweiſe.

Nach meinen Erfahrungen zeichnen ſich gewiſſe Organe oder Organſyſteme bei gewiſſen Begabungsarten durch ſtarke Libidobetontheit aus (das libidinöſe Hand-Mund-Syſtem bei Zeichnern, Klavierſpielern, Dichtern, Schriftſtellern, wobei bei erſteren infolge gewiſſer Libido-Schickſale die Hand, bei letzteren der Mund eher in den Vordergrund tritt). Gewiſſe ev. ins Biologiſche verfolgbare gefühlsbetonte Komplexe weiſen ſodann den Weg zur ſpezifiſchen Sublimierung dieſer Organ-Libido, ſo der Komplex „eigene Körperſchönheit" beim Zeichner, wobei das Biologiſche in der tatſächlich vorhanden geweſenen Körperſchönheit oder ausgeſprochenen Häßlichkeit liegen kann (ev. lokaliſierte Körperſchönheit der Hand); beim Dichter iſt unter anderem eine Eigenart der Liebe ausſchlaggebend: Das Lieben des quaſi Lebendig-Toten, das Geliebtwerden als Scheintoter, wobei das Biologiſche in der eigentümlichen Entmiſchung, Verhältnis der Lebens-, Todestriebe liegt. Dieſe mit fakultogener Wirkung ausgeſtatteten Komplexe ſtehen in ſinnvollem Zuſammenhange mit der Begabungsart selbſt (z. B. die Beſeelung des toten Wortes durch den Dichter [3]).

Dieſe eben ſkizzierte Lehre von den Grundlagen der Begabung kommt gewissen Tatſachen aus der allgemeinen Begabungslehre zugute, ſo der Erſcheinung des Begabungswandels [4]), dem Nebeneinanderbeſtehen mehrerer Begabungsarten (Leonardo da Vinci, Michelangelo und viele andere).

Es ſoll auch hier mit Nachdruck betont werden, daß die fakultogene ſpezifiſche Sublimierung der Libido nicht ſo zu verſtehen iſt, daß einfach die Libido ſich in die Kraft der Begabung umwandelt, ſondern ſo, daß die zu ſublimierende Libido dynamiſch dazu verwendet wird, um biologiſch-organiſche Quellen zu nähren, aufrechtzuerhalten, welche ſonſt im Laufe der normalen Entwicklung verſiegen würden, wie es z. B. mit den „Peripherprozeſſen" der Hand, mit der ſpezifiſchen Geſchicklichkeit der Hand im Dienſte gewiſſer Denkaufgaben zu ſein pflegt [5]). Die Sublimierung der Organ-Libido kann auch ſolche bereits verſiegte Prozeſſe durch Regreſſion wiedererwecken (Neuerſcheinung der Begabung infolge ſtarker ſeeliſcher Veränderung, bei Schizophrenen).

Ein gemeinſchaftlicher Charakterzug jeder echten Begabung iſt die „Tiefe" des Erlebniſſes, das Hervorbringen immer höher organiſierter Geſtaltungen. Normalpſychologiſche, tierpſychologiſche Erfahrungen weiſen darauf hin, daß zur Hervorbringung höherer Geſtalten ein Zuſammenwirken von Luſt- und Unluſtmomenten nötig iſt, geradeſo wie in pſychoanalytiſch deutbaren

---

[1]) R. Wälder: Über Mechanismen und Beeinfluſſungsmöglichkeiten der Pſychoſe. Internat. Zeitſchrift für Pſychoanalyſe, Bd. X. 1924.

[2]) A. Adler: Studie über Minderwertigkeit von Organen, 1907.

[3]) Hermann: Organlibido und Begabung. Internat. Zeitſchrift für Pſychoanalyſe, Bd. IX. 1923.

[4]) Hermann: Benvenuto Cellinis dichteriſche Periode. — Die Regreſſion zum zeichneriſchen Ausdruck bei Goethe. Imago. Bd. X. 1924.

[5]) Hermann: Die Randbevorzugung als Primärvorgang. Internat. Zeitſchrift f. Pſychoanalyſe, Bd. IX. 1923.

Erlebnissen die Vertiefung die Überwindung von Unlust, auch von Schmerz benötigt (übergangsmasochistische Schmerzgrundlage [1]).

Eine gewisse Berechtigung hat auch die Annahme einer allgemeinen Begabung. Der rege Geist des allgemein-Begabten wäre durch eine leichte Libido-Übertragung auf verschiedene Sachgebiete mitbestimmt.

Bücher

Paul Häberlin, Das Gute, 375 Seiten; Das Geheimnis der Wirklichkeit, 390 Seiten, 1926. Beide Verlag Kober C. F. Spittlers Nachf., Basel.

In diesen beiden uns vorliegenden Büchern gibt der bekannte Basler Pädagoge und Philosoph seine Ethik und seine Metaphysik. In seiner Ethik, die gleichweit von aller bloß naiven wie von aller rigoristischen oder gar desperaten Philosophie entfernt ist, zeigt Häberlin, daß die Überwindung der Zweideutigkeit unsres Lebens nur durch das unbedingte Jasagen zur Welt, wie sie ist, geschehen kann und das Gute mit dem Glück identisch sein muß, daß der Mensch also nach dem Aristotelischen Wort gut und glückselig nur zugleich wird, — in der Metaphysik dagegen, zum ersten Mal in der Geschichte der Philosophie theoretische mit praktischer Vernunft sinnvoll und zwanglos vereinend, weist er das Geheimnis der Wirklichkeit in seinem Geheimnischarakter auf und überwindet damit endgültig allen bloßen Rationalismus. Die Antworten auf die Fragen nach Individuum und Unsterblichkeit, nach Freiheit und Kausalität, nach Zeit und Raum ergeben sich notwendig und selbstverständlich. Es ist von ganz besonderem Interesse, mit welcher Klarheit dieser unvoreingenommene Geist, der von der Psychoanalyse her zur Besinnung auf die letzten Fragen gebracht worden ist, die hier empfangenen Anregungen philosophisch fruchtbar gemacht hat.

O. M.

Offene Halle

In die „Offene Halle

darf jeder Leser der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik eintreten, um mit den andern in Verbindung zu treten. Er kann Fragen stellen oder beantworten, Anregungen bringen, Kritik üben, Umfragen veranlassen usw.

Antwort auf Frage Nr. 1

Abgestuftes Bücherverzeichnis der Literatur der psychoanalytischen Pädagogik.

I.

1. Freud, Zur Psychopathologie des Alltagslebens. 10. Auflage (1924). Internationaler Psychoanalytischer Verlag. Gesammelte Schriften Bd. IV.
2. — — Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Taschenausgabe. 3. Auflage (1926). Int. Psa. Verl. Ges. Schr. Bd. VII.
3. — — Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. 5. Auflage (1922). Verl. Deuticke. Ges. Schr. Bd. V.

[1]) Hermann: Intelligenz und tiefer Gedanke. Int. Zeitschrift für Psychoanalyse, Bd. VI. 1920. — Ders. Organlibido usw. — S. Ferenszi: Das Problem der Unlustbejahung, Int. Zeitschr. f. Psychoanalyse, Bd. XII 1926

4. Freud, Die Frage der Laienanalyſe (1926). Int. Pſa. Verl.
5./8. Schriften zur Seelenkunde und Erziehungskunst, herausgegeben von Dr. O. Pfiſter. Bircher-Verl., Bern.
Heft 5. Zulliger, Pſychoanalytiſche Erfahrungen aus der Volksſchulpraxis (1921).
Heft 9. — — Aus dem unbewußten Seelenleben unſerer Schuljugend (1923).
Heft 1. Pfiſter, Die Behandlung ſchwer erziehbarer und abnormer Kinder (1921).
Heft 4. — — Vermeintliche Nullen und angebliche Muſterkinder (1921).
9. Zulliger, „Pſychoanalyſe und Pädagogik" (in „Unbewußtes Seelenleben", Franckhſche Verlagshandlung, Stuttgart).
10. Friedjung, Die kindliche Sexualität und ihre Bedeutung für Erziehung uſw. (1923). Verlag Springer, Berlin.
11. Federn-Meng, Das pſychoanalytiſche Volksbuch. Hippokrates-Verlag, Stuttgart.
12. Imago. Jahrgang 9 (1923), Heft 2: Pädagogiſche Sondernummer (mit Überſicht über die bisher in der „Int. Zeitſchrift für Pſychoanalyſe" und im „Imago" erſchienenen Aufſätze pädagogiſchen Inhalts).
13. Aichhorn, Verwahrloſte Jugend. (Die Pſychoanalyſe in der Fürſorgeerziehung 1925). Int. Pſa. Verl.
14. Hug-Hellmuth, Neue Wege zum Verſtändnis der Jugend (1924). Verl. Deuticke.
15. Die Pſychoanalyſe in der Erziehung (Sammelwerk). In Vorbereitung. Int. Pſa. Verl.

II.

16. Freud, Analyſe der Phobie eines fünfjährigen Knaben. (Sammlung kleiner Schriften zur Neuroſenlehre, 3. Folge.) Verl. Deuticke. Geſ. Schr. Bd. VIII.
17. — — Zur Pſychologie des Gymnaſiaſten. (In „Almanach" 1927.) Geſ. Schr. Bd. XI.
18. — — Über infantile Sexualtheorien.
19. — — Zur ſexuellen Aufklärung der Kinder.
} Sammlg. kleiner Schriften zur Neuroſenlehre, 2. Folge. Verl. Deuticke. Geſ. Schr. Bd. VIII.
20. — — Zwei Kinderlügen. (Sammlg. kl. Schriften zur Neuroſenlehre.)
21. — — Gedankenaſſoziation eines vierjährigen Kindes.
} Geſ. Schr. Bd. V.
22. Hug-Hellmuth, Aus dem Seelenleben des Kindes. 2. Auflage (1921). Verl. Deuticke.
23. Pfiſter, Die pſychoanalytiſche Methode. 3. Auflage (1924). „Pädagogium" Bd. III. Verlag Klinkhardt.
24. — — Die Liebe des Kindes und ihre Fehlentwicklungen (1922). Verl. Bircher.
25. Friedjung, Die Erziehung der Eltern (1916). Anzengruber-Verl.
26. — — Die geſchlechtliche Aufklärung im Erziehungswerk. 3. Auflage (1924). Verl. Safar, Wien.

III.

27. Freud, Aus der Geſchichte einer infantilen Neuroſe. Int. Pſa. Verl. Geſ. Schr. Bd. VIII.
28. — — Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci. 3. Auflage (1923). Verlag Deuticke. Geſ. Schr. Bd. VIII.
29. — — Eine Kindheitserinnerung aus Dichtung und Wahrheit. (Sammlung kleiner Schriften zur Neuroſenlehre, 4. Folge.) Geſ. Schr. Bd. X.
30. Bernfeld, Kinderheim Baumgarten (1921). Bericht über einen ernſthaften Verſuch mit neuer Erziehung. Jüd. Verl., Berlin.
31. — — Siſyphos oder die Grenzen der Erziehung (1925). Int. Pſa. Verl.
32. Oſſipow, Tolſtois Kindheitserinnerungen (1923). Imago-Bücher Bd. II (1923). Int. Pſa. Verl.
33. Jung, Über Konflikte der kindlichen Seele (1910). Verl. Deuticke.
34. Tagebuch eines halbwüchſigen Mädchens (von 11 – 14½ Jahren). Int. Pſa. Verl.

35. Freud, „Ein Kind wird geschlagen." (Sammlung kl. Schriften zur Neurosenpflege, 5. Folge.) Ges. Schr. Bd. V.
36. — — „Jenseits des Lustprinzips", „Massenpsychologie und Ich-Analyse" und „Das Ich und das Es". In 1 Band. Int. Psa. Verl.
37. Bernfeld, Vom Gemeinschaftsleben der Jugend (1922). Int. Psa. Verl.
38. — — Vom dichterischen Schaffen der Jugend (1924). Int. Psa. Verl.
39. — — Psychologie des Säuglings (1925). Verl. Springer, Wien.
40. Graber, Die Ambivalenz des Kindes (1924). Imago-Bücher Bd. VI. Int. Psa. Verl.

Dr. Walter Cohn, Berlin.

Frage Nr. 2

Welches sind die Ursachen des Bettnässens? Welche Mittel sind dagegen mit Erfolg angewandt worden? L. Sch., Lehrer, Erziehungsheim A. bei H.

Diese Frage veranlaßt vielleicht unsere Mitarbeiter, ihr analytisches Material über Bettnässen zu verarbeiten und uns zur Veröffentlichung zur Verfügung zu stellen. Ist vielleicht auch jemand in der Lage, die bisher erschienene analytische Literatur zu dieser Frage zusammenzustellen?

Aufforderung zur Erneuerung des Abonnements

Mit diesem Heft schließt das erste Vierteljahr der Zeitschrift ab. Herausgeber und Verlag danken den seitherigen Beziehern für ihr Interesse. Besonders aber sind sie denen verbunden, die mit ihrer sachlichen Kritik den Anfang zu der Arbeitsgemeinschaft gemacht haben, die uns als Ziel vorschwebt: daß Eltern, Erzieher und Ärzte auf dem Wege über die Zeitschrift zusammentreten und, sich gegenseitig anregend und beratend, die Erkenntnisse der Psychoanalyse in den Dienst einer durchdachten und verantwortungsvollen Erziehung stellen.

Wir können für das neue Vierteljahr eine ganze Reihe sehr wertvoller Arbeiten in Aussicht stellen, die eine Aufforderung zur Erneuerung des Abonnements rechtfertigen. Wer Bekannten und Freunden die Zeitschrift empfehlen möchte, dem stehen Probenummern und Prospekte gerne zur Verfügung.

Verantwortlich für den Inhalt:
Univ.-Prof. Dr. Ernst Schneider, Riga, Wisby Prospekt 14 Waldpark
und Dr. Heinrich Meng, Arzt in Stuttgart, Sonnenbergstraße 6 D,
für die Anzeigen: Hippokrates-Verlag G. m. b. H., Stuttgart, Holzgartenstraße 7

DRUCK HOLOCH & DIETZ, WERKSTATT FUR BUCHDRUCK, STUTTGART, FURTBACHSTRASSE NR. 12